

J. K. K. K.

1935

2487-8

2487-6

2487-5

Ad

1972

N^o

1935

Altgermanische Kulturhöhe

Ein Kriegsvortrag*)

von

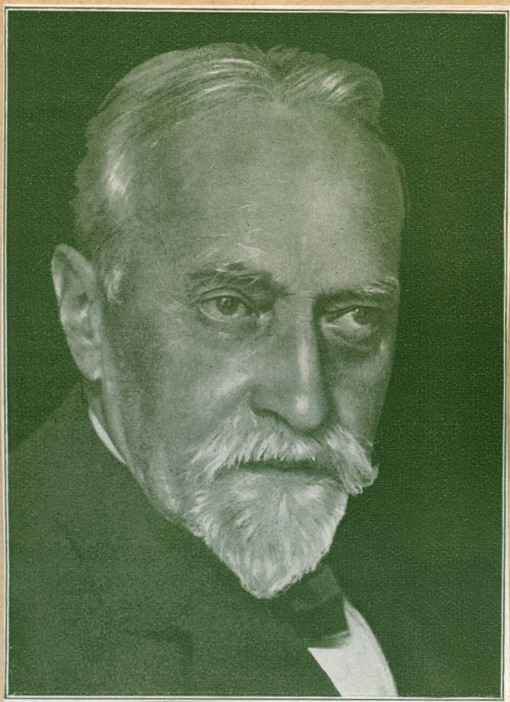
Geheimrat Professor Dr. Rosinua



1919

Nornen-Verlag, Jena

*) Anm.: Dieser Vortrag bildet eine Ergänzung zu meinem Buche „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft“, 2. Auflage (Würzburg 1914), worin nur ein engbegrenzter Teil des unerschöpflichen Stoffes altgerm. Kulturhöhe behandelt werden konnte.



B. 237



Druck Walter Scholze, Jena, Wildstraße 2



Es gibt in heutigen Zeitläuften niemand unter uns Deutschen — mag nun sein Tun und Streben in den Niederungen des Alltagsgetriebes sich bewegen oder sein Denken auf den Höhen allgemeiner Betrachtung wandeln — dem nicht zu jeder Stunde im Vordergrund aller seiner Vorstellungen und Gefühle das eine Gewaltige stände: Der Weltkrieg, der ungeheure Kampf um mißgönnte Weltbetätigung, Weltgeltung, Ehre und Größe, ja um Dasein, den deutsches Volkstum nun schon vier Jahre zu bestehen hat.

In dieser Lage befinden wir uns auch bei dem von der Gegenwart scheinbar so weit abliegenden Gegenstande, der uns heute beschäftigen soll. Ja gerade die Betrachtung der Zustände und Vorgänge, wie sie die Frühgeschichte der Germanen, insonderheit auch die Zeit der germanischen Völkerwanderung uns zeigt, lenkt mit Notwendigkeit unsere Blicke vorwärts auf Erscheinungen im europäischen Völkerleben, wie wir sie in diesen Kriegsjahren kennen lernen mußten.

Mit unerhörten Greuelthaten haben alle unsere Feinde vom Beginn des Krieges an wie reißende Tiere uns überfallen und in sprachloses Staunen gesetzt. Aber wenige dieser Meintaten zeigten so offen den sittlichen Tiefstand der Feinde bis in ihre höchsten Gesellschaftskreise, wie jener schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege von ihren Regierungen in der Presse der ganzen Welt begonnene, seit dem Kriege noch unendlich gesteigerte Verleumdungsfeldzug gegen das Deutschtum. Keine Gelegenheit wurde vorbeigelassen, ohne das deutsche Volk vor der Welt verächtlich zu machen als einen barbarischen, kulturfeindlichen, Europas unwürdigen Stamm, der am besten mit Stumpf und Stiel schnellstens auszurotten wäre.

Sie kennen genugsam die politischen Schlagworte, die der Welt unsere Minderwertigkeit beweisen sollten, aber wie alle solche Schlagworte der Politik nichts weiter sind, als schlaue berechnete Umwertungen, hämisch ins schlechte herabziehende Anschriften für an sich

vortreffliche Dinge, die dem Gegner aber so gefährlich erscheinen, daß er sie auf jede Weise schädigen und womöglich beseitigen möchte. Durch beständige Wiederholung gewinnen solche Schlagworte, die man ganz richtig als „Fetischworte“ bezeichnet hat, leider eine geradezu suggestive Wirkung auf den Geist der großen Massen, die ja selbst bei den geistig höchststehenden Völkern an selbständiges Denken nicht gewöhnt, weil nicht dazu befähigt sind.

Ich denke hier nicht an das Gerede vom Kampf gegen den deutschen Imperialismus und für die Freiheit der Welt, für die Unabhängigkeit der kleinen Staaten und Völker, für die Heilighaltung von Verträgen, für die europäische oder gar die Weltzivilisation. Ich denke hier auch nicht an das aberwitzige Schimpfwort „Barbaren“, dessen blöde Wiederholung im Munde von Russen, Rumänen und gar farbigen Franzosen mehr Heiterkeit als Ingrimms bei uns auslösen konnte. Aber ich denke an das englische Schlagwort vom Kampf gegen den „preußisch-deutschen Militarismus“, d. h. gegen jene unnachahmlich große Organisationsbegabung, die der Deutsche nicht nur in der Heereseinrichtung, sondern auch in der Staatsverwaltung aber ebenso in der Wissenschaft, in Industrie und Handel, kurz überall so unvergleichlich glänzend bewährt, daß unsre Gegner mit uns nicht gleichen Schritt halten, geschweige denn uns vorzukommen können.

Wenn das Ausland in Deutschland vor allem Preußen haßt und bekämpft, so tut es dies, weil es in Preußen das Rückgrat des Reiches sieht, die Quelle jener unermessbaren Kräfte, die ihm selbst abgehen und deren Wirkungen es fürchten gelernt hat.

Dieses leere Schlagwort vom angeblich kulturfeindlichen Militarismus, der doch nichts ist als der beste Teil unserer geistigen Macht, unserer rassenhaften, kulturellen Überlegenheit über die anderen Völker, hat selbst im Auslande alle Wirkung verloren; bei uns konnte es von vornherein nur mit Schweigen oder Hohnlachen aufgenommen werden.

Die stärkste Wirkung auf unsere Lachmuskeln hat aber sicher s. Z. der italienische Ministerpräsident *Salandra* ausgeübt, als er in der feierlichen Rede, mit der er Italiens Verrat am Dreibunde vor der Welt zu rechtfertigen sich Mühe gab, mit verächtlicher Handbewegung nach Norden zu uns hin von zweitausendjährigem Kulturrückstand der Deutschen hinter den — Analphabeten Italiens sprach. Er erging sich dabei in jenem Hochton dünkelfafter, schwülstiger Phrasen, wie er in der Sprechweise der romanischen Völker beliebt ist, wo prunkhafte Worte höher im Werte stehen, als Wahrheit des

Gedankengehaltes. Ich brauche nur den Namen des Dichterlings d'Annunzio auszusprechen oder den seines französischen Nebenbuhlers Barrès.

Dem italienischen Minister ist dabei noch ein kleiner Irrtum unterlaufen, der allerdings in dem leider auch heute noch üblichen, an der Oberfläche der Dinge klebenden Betriebe des Geschichtsschulunterrichts seine Erklärung findet; er verwechselte die beiden Begriffe „Italien“, das rein als Land betrachtet heute nicht viel anders ist als vor 2 Jahrtausenden, und „Italiener“, deren kulturbestimmende Bevölkerungsschicht durch Zustrom fremder erobernder Volksbestände im Laufe der Jahrhunderte ständig sich verändert hat.

Die eingeborene Rasse Süd- und Mittelitaliens ist jene kleinwüchsige, dunkelfarbige, langköpfige sog. mittelländische Rasse mit eigentümlich schwarz glänzenden Augen, die sich in der Epoche, da bei uns die Eiszeit herrschte, über die Küsten des westlichen Mittelmeeres und über ganz Nordafrika verbreitete. Von dort ist sie, als bei der Klimaänderung Nordafrika größtenteils Wüste wurde, mit Macht nordwärts zurückgeflutet, nach Süd- und Westeuropa, besonders auch nach Italien. Noch heute ist dieser starke, afrikanische Rasseneinschlag, nordwärts bis an die toskanische Grenze, auf Schritt und Tritt zu verfolgen: im Gesichtstypus, im oft noch krausem Haar, aber auch auf geistigem Gebiete, wie in dem eiförmigen Gesange. Das Wesen dieser mittelländischen Rasse ist das eines Herdenvolkes mit demokratischen, ja anarchistischen Neigungen; sie ist unruhig, streitsüchtig, jeder Ordnung abhold, dabei arbeitsscheu und unfähig zum Sparen, darum trotz des herrlichen Landes arm. Wenn nicht ein Tyrann diese Bevölkerung gefügig mache, überlasse sich jeder seinen wilden, verbrecherischen Trieben: so schildert sie der römische Anthropologe Sergi, selber ein glühender italienischer Vaterlandsfreund.

In Norditalien herrscht dagegen die übermittelgroße, kurzköpfige, meist weniger dunkle, teilweise sogar helle, sog. alpine Rasse, die vielfach mitteleuropäischen, schweizerisch-österreichischen Charakter trägt. Sie ist eine ruhige, arbeit- und sparsame, daher wohlhabende, aber dem kulturellen Fortschritt abhold, wenig unternehmung- und wenig wanderungslustige Menschenart, die nur unter der Leitung fremder, als Herren eingedrungener Oberschichten sich fortentwickelt, ohne aber selbst ihr beharrliches Grundwesen zu ändern.

Nun hat in Italien nicht diese bessere norditalienische Kurzkopfrasse, sondern stets die minderwertige mittelländische Langkopfrasse

Süd- und Mittelitaliens die Führung innegehabt und dem gesamten Lande ihre geistige Eigenart aufgezwungen.

Diesen beiden Urrassen hat Italien nicht den mindesten Kulturfortschritt zu danken gehabt. Sich selbst überlassen wären diese Italiener in andauerndem Kulturrückstand verblieben. Das sehen wir an dem Bilde, das Italien während der Steinzeit dem enttäuschten Auge des Vorgesichtsforschers bietet. Es ist eine geradezu erstaunliche Armllichkeit der Zivilisation, die sich damals in Italien findet, verglichen mit den reichlichen, vielgestaltigen Verhältnissen, die das steinzeitliche Mitteleuropa bietet.

Erst als während der älteren Bronzezeit, d. h. um 2000 v. Chr., mitteleuropäische Indogermanenstämme auf dem Wege durch Tirol und über dem Sponzo sich Norditaliens bemächtigten — das sind die eigentlichen Italiker — da sehen wir, wie Italien plötzlich teilnimmt an dem mitteleuropäischen Kulturreichtum. Überall und zu allen Zeiten, wo noch annähernd ungemischte Indogermanen, d. h., die Stämme der hochgewachsenen, schlanken, langköpfigen, blonden nordischen Rasse, auftreten, erscheinen sie als Träger vornehmer Rittergesinnung und ruhelosen Kulturfortschritts.

Die Kultur dieser dünn aufgelagerten, indogermanischen Herrenschicht war und blieb in Italien, wie in Mitteleuropa, eine bäuerliche. Erst der um 1000 v. Chr. zur See nach Mittelitalien erfolgte Einbruch der kleinastatischen Etrusker brachte dorthin städtische Siedelung, starke Verdichtung der Bevölkerung, Arbeitsteilung und die damit naturgemäß verbundenen großen Fortschritte der äußeren materiellen Zivilisation. Aber dem indogermanischen Stamm der Latiner verhalf seine altbewährte nordische Kernkraft, seine strenge bäuerliche Zivilisation und seine sittliche Überlegenheit zum Siege über das etruskische Städtervolk.

Etwa anderthalb Jahrtausend vermochte die alte indogermanische Herrenschicht Italiens Kultur zu bestimmen, ja unter Roms Führung Italien zum europäischen Weltreich zu erweitern. Dann war diese Edelrasse verbraucht, ausgestorben und die Führung gelangte wieder zurück an die so lange niedergehaltene große Masse der Hörigen, an die alte mittelländische Urrasse.

So war der Boden bereitet für die geschichtliche Notwendigkeit neuer indogermanischer Eroberung Italiens, für die Neubildung einer kulturschöpferischen Herrenschicht. Diese Aufgabe fiel den Germanen der Völkerwanderung zu, Goten und besonders Langobarden, wenigstens für Oberitalien und einen Teil Mittelitaliens. Aus dieser germanischen Oberschicht, nach ihrer viele Jahrhunderte

währenden Einschmelzung in die städtische Zivilisation Italiens, wurde jene machtvolle und glänzende Kulturbewegung geboren, die unter dem Namen der italienischen Renaissance die ganze europäische Kulturwelt in ihren Bannkreis zog. Man darf hier natürlich nicht an den unfruchtbaren und rückschrittlichen Teil dieser Renaissance denken, nämlich jene Ausgrabung und Nachahmung toter hellenistisch-römischer Kunstformen, die seitdem wie ein erstickender Mehltau auf die freie Entwicklung unseres schöpferischen Kunstgeistes sich gelagert hat bis heute noch, und besonders den germanischen Völkern schlimmsten Kulturabbruch und dauernde Kulturminderung brachte. Nein, ich denke hier nur an den schöpferischen Teil der italienischen Renaissance, jene staunenswerte Fruchtbarkeit an Kunstgenies, die das Italien des 15. Jahrhunderts bewiesen hat. Aus germanischem Blute stammte die überwältigende Mehrheit der führenden Geister dieser großen Zeit. Das ist schon dadurch bewiesen, daß diese Mehrheit, genau wie einst die Patrizier des alten Roms, einer blonden und helläugigen Rasse angehörte, also Körpermerkmale besaß, die keine der beiden italienischen Urrassen aufzuweisen hat. Ich erinnere noch an die wundervollen echt germanischen Frauenerrscheinungen mit ihrem schlanken Wuchs, ihrer lichten Hautfarbe, ihrem üppigen goldroten Haarschmuck, wie sie uns in den Bildern besonders der venetianischen Malerschule entgegentreten.

Aber auch diese germanische Blutauffrischung und Kulturbefruchtung ist dann dahingegangen, hat sich ausgelebt mit dem Absterben der germanischen Herrenschicht im italienischen Volke, die durch das ihr auf die Dauer unzuträgliche Klima, durch anhaltend großen Verbrauch im Kriege und durch Kinderlosigkeit ihren Untergang fand, zumal seit den Römerzügen der deutschen Kaiser auch der letzte Zustrom befruchtenden nordischen Blutes, selbst in Oberitalien, aufgehört hatte.

Und darum der nun seit Jahrhunderten andauernde stete Rückgang kulturschöpferischer Leistungen der Italiener.

Der schon erwähnte römische Anthropologe Sergi vertritt zwar die in Italien gern gehörte, aber mit den Ergebnissen der Altertums- und Kulturforschung unvereinbare Ansicht von einer geradezu einzigartigen Begabung der Mittelmeerrasse, namentlich Italiens, der er alle kulturschöpferischen Großtaten Europas zuschreibt.

In seltsam grellem Widerspruch zu dieser seiner Lehre hat Sergi die Überlegenheit Norditaliens gegen den Süden des Landes einerseits darauf zurückgeführt, daß in Norditalien die alpine Kurzkopfrasse herrsche, andererseits darauf, daß die lange österreichische Herr-

schaft die dortige Bevölkerung mehr an mitteleuropäische Verhältnisse gewöhnt habe!. Das heißt doch nicht! anderes, als daß Osterreich in Oberitalien als hervorragender Kulturträger aufgetreten sei und gewirkt habe. Sergi spottet so seiner selbst und weiß nicht wie!

Der kleine Ausflug des italienischen Ministers Salandra auf das Gebiet der Altertumsforschung hat, denke ich, durch unsere Betrachtung seine hinreichende Beleuchtung erfahren.

* * *

Ist es denn aber bei uns zu Hause etwa anders gewesen und ist es heute noch etwa anders als in Italien? Wird nicht bei uns von Kind auf in Schule, wie im späteren Leben die Vorstellung groß gezogen, unsere Vergangenheit, zumal unser Altertum wäre eine Zeit kulturloser Wildheit gewesen, mit der uns keinerlei innerer Zusammenhang mehr verknüpfe? Und will nicht die heute geltende Lehre, daß erst die Zeit des 15. Jahrhunderts, Humanismus und Renaissance, die zwar späte, aber im Grunde einzige bedeutungsvolle Quelle unserer heutigen deutschen Kultur sei? und weiter, wer kennt nicht das verwerfliche politische Schlagwort vom finsternen barbarischen Mittelalter? von jenem Mittelalter, dessen farbenfreudiges Ritterleben unser Herz und unsere Sinne stets gefangen nimmt, wenn es uns auf der Bühne nahe gebracht wird, dessen unvergängliche Kunstleistungen baulicher Art unseren Bergspitzen noch heute wunderbaren Zauber leihen, und nicht minder unseren alten Städten, wo hehre Zeugen bürgerlichen Kunst- und Opfersinnes, wie Dome, Rathäuser, Tuchhallen unsere Bewunderung erregen und fast mehr noch jene Fülle wundervoller Stadtbilder, malerischer Straßenzüge, Plätze und Brunnen uns entzückt, die eingeborenes Kunstgefühl ohne Hilfe oder Eingriffe eines reglementierenden Stadtbaumeisters geschaffen hat; — von jenem Mittelalter endlich, dessen undankbar vergessene Dichtung vor hundert Jahren erst aus langem Schlummer wieder erweckt werden mußte und nun wie ein auferstandenes Dornröschen den vollen farbigen Glanz und die ganze Lieblichkeit, die ihr innewohnen, in ungeschwächter Kraft und Frische von neuem wirken ließ?

Und wie wenig bekannt ist noch jene neuere Errungenschaft deutscher Kunstwissenschaft, daß in unserer Spätgotik um 1400 bis 1500 der höchste Gipfel echt deutschen Kunstschaffens überhaupt und zwar auf allen Gebieten der bildenden Kunst, erreicht worden ist. Ich nenne hier nur den größten deutschen Maler aller Zeiten Matthias Grünewald. Zu dieser Spätgotik gehört auch unsere deutsche

Bruchschrift, deren dekorative, malerisch bewegte, leise phantastische Art so recht ein Ausfluß unserer künstlerischen Begabung ist.

Und die Gotik überhaupt mit ihrer schweren kraftvollen Linien-
sprache im Gegensatz zu spätantiker, italienischer und französischer
Eleganz, und andererseits mit ihrer dekorativen Schmuckfroheit,
war nichts weniger als eine französische Erfindung — französisch im
heutigen Sinne verstanden —, sondern eine kräftige Äußerung der
noch vollkommen ungebrochenen altgermanischen Art jener Altfranken,
die als erobernde Herrschaft in Nordfrankreich, insonderheit im
heute noch unerlösten französischen Flandern und in dem von uns
befreiten belgischen Flandern saßen: genau dieselbe Erscheinung, wie
später bei der durch die Nachkommen der Langobarden geschaffenen
italienischen Renaissance.

Und wie die Italiener der Renaissance, von blindem Rassenhass
geleitet, dem edlen hochbegabten Gotenstamme den Makel wilder
Barbarei anheften wollten, so machten es die Franzosen mit einem
anderen Germanenstamme. Sie sind es gewesen, die den nicht min-
der edlen Wandalen in lügenhafter Geschichtsfälschung jenes Brand-
mal aufzudrücken suchten, das seitdem unter dem Ausdruck *Wan-
dalismus* durch die Welt geht: ein Wort, dem wir leider auch
bei gedankenlosen deutschen Schriftstellern, namentlich in den Zei-
tungen, selbst heute noch begegnen. Und so zu sprechen unterfingen
sich dieselben Franzosen, die während des 17. Jahrhunderts im ganzen
deutschen Rheinlande bis nach Holland hinab, besonders aber in der
herrlichen Pfalz unter Führung des Mordbrenners Melac, jene bar-
barischen Schandtaten verübt hatten, die durch die Namen „Heidel-
berg“ (Schloß), „Speyer“ (Dom mit den Kaisergräbern), „Worms“
hinreichend angedeutet, stets in schmerzlichster Erinnerung bei uns
bleiben werden, zumal sie hundert Jahre später wiederholt wurden
von den Napoleonischen Heeren, die an denselben für uns heiligen
Stätten hehre Kunstdenkmäler nicht nur zerstörten, sondern geradezu
schänden wollten. Von den Franzosen gilt Theodor Körners Wort:
„Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut“. Blindwütige, sinnlos
rohe Zerstörung von Kirchen und Kunstdenkmälern — das soll das
Wort „*Wandalismus*“ oder bei den Engländern *Gotismus*
(„*Gothism*“) besagen — hat stets himmelweit abgelegen von ger-
manischer wie von deutscher Art.

Starke Innerlichkeit, Drang in die Tiefe, Zug nach dem Unend-
lichen, oft gesteigert bis zum Hang zur Mystik: das sind, und das
waren echtste Züge germanischen Wesens. Dazu kommt die
von den römischen Zeitgenossen der germanischen Eroberungen Roms

gerühmte, ja angestaunte Milde der Germanen gegen ihre Feinde, mit denen sie sich am liebsten auf gütlichem Wege „verständigten“. Solche geistige Eigenart machte es den Germanen unmöglich, sich an Dingen zu vergreifen, die ihren Mitmenschen, und mochten es die schlimmsten Feinde sein, verehrungswürdige Heiligtümer waren.

Römische Art dagegen war es stets, bei Rachefeldzügen gegen gefährliche Feinde, gegen unbotmäßige Unterworfenen nicht nur die Bevölkerung theils gewaltsam zu verpflanzen, theils völlig auszurotten, sondern auch ihre Heiligtümer zu schänden oder zu zerstören. Man denke an die graufigen Zerstörungen des spanischen Numantia, Karthagos, Jerusalems, vor allem auch Korinths, wo alles, was die Römer an Kunstwerken nicht fortschleppen konnten, der Vernichtung anheimfiel. Roms Herrlichkeiten sind erwiesenermaßen weder von den Westgoten Marichs noch von den Wandalen Geisarichs angetastet worden; zerstört wurden sie erst von den verarmten und entarteten Römern der Spätzeit selbst, die aus den Kunstbauten Steinbrüche machten, um theils die Festungsmauern, theils — und dies hauptsächlich — ihre Wohnhäuser zu erneuern. Der große Ostgotenkönig Theoderich schritt gegen solche Barbarei ein. Aber nach dem Untergange der Goten in Italien fand sich dort niemand mehr, der alt-römisches Kunsterbe gegen neurömische Barbarei hätte schützen können. Der allerfrüheste bekannte Fall solchen römischen Kunstfrevels, verübt von Römern innerhalb Roms selbst, spielt schon gleich nach Neros, des Verbrenners von Rom, Tode im Dreikaiserjahre 69 n. Chr. Da verschanzte sich der Bruder des Kaisers Vespasian gegen den auf Rom anrückenden Gegenkaiser Vitellius durch Barrikaden von Bildsäulen, wahrscheinlich also griechischen Kunstwerken. Und das nennt der berühmte Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, der Ehrenbürger der ewigen Stadt, mein ostpreußischer Landsmann Gregorovius, das erste Beispiel des — Wandalismus! Echt deutsch, jedenfalls echt „klassisch“.

Und in neuerer Zeit hat den gleichen Kunstfrevel kein Volk auch nur annähernd in dem Maße verübt, wie gerade die Franzosen, die Erfinder des Wortes „Wandalismus“. Das Wüten der Revolution gegen die Stätten von Religion und Wissenschaft, wie Gemäldeausstellungen, Bibliotheken, Denkmäler und Kirchen, war es gerade, was das Wort Wandalismus von Frankreich aus über die Welt verbreitete. Unser Freiheitsdichter Schiller wandte sich schauernd ab von dem zerstörungswütigen Kulturfrevel in Frankreich und geißelte ihn wiederholt. Dabei fällt auch der neu in Umlauf gesetzte Ausdruck „Wandalismus“. In einem Gedicht über den in Paris

aus der ganzen Welt zusammengeschleppten Kunstraub sagt er: „Der allein besitzt die Musen, der sie trägt in seinem Busen; dem Vandalen sind sie Stein“.

Aber nicht nur in der Revolutionszeit, auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben die Franzosen ihre Kirchen, besonders die in ihrem germanischen Stile ihnen innerlich völlig fremd gewordenen gotischen Kirchen, hundertfach verstümmelt und zerstört. Es erschienen damals sogar gedruckte Unterweisungen von Architekten, wie man am schnellsten und gefahrlosesten gotische Kirchen zum Einsturz bringen könne. Wenn man also für die Bezeichnung barbarischer Zerstörung von Werken der Kunst einen Volksnamen heranziehen will, so kann es nur der der Römer oder der Franzosen sein: man müßte nicht von Wandalismus, sondern von Romanismus und Franzismus oder Frankogallismus sprechen.

Und sind die Franzosen heute nicht ganz dieselben? Haben sie nicht an der Front im französischen Flandern die herrlichsten gotischen Kirchen, Rathäuser, Tuchhallen, Privatgebäude aufs gleichmütigste entweder selbst zerschossen, oder durch ihren herausfordernden Mißbrauch für Kriegszwecke unser Heer gezwungen, diese Denkmäler zu vernichten? Ich erinnere nur an Ypern, Arras, Reims, weiter an Peronne, wo das große Museum mit wunderbarsten Schätzen aus altfränkisch-germanischer, merowingischer Zeit den Geschützen der Franzosen zum Opfer fiel. In St. Quentin wurde im Frühjahr 1917 die herrliche Kathedrale, wie die Untersuchung deutscher Kunstforscher feststellte, nur auf der Südseite zerstört, die im Feuer der französischen Artillerie lag, während die der englischen Beschießung zugekehrte Nordseite fast unverfehrt geblieben ist. Auch darin sind die Franzosen die alten geblieben, auf uns Deutsche alle diese Zerstörungen und auch die Ausraubungen von französischen Schlössern und Landhäusern abzuschieben, die sie selbst, Soldaten und Offiziere, wie die bürgerliche Bevölkerung, nur zu gerne begangen haben, sobald sie es ungestraft tun zu können glaubten. Endlich sind die Franzosen von heute auch darin ihrer Vergangenheit treu geblieben, daß sie trotz der englischen Schandtaten in Indien und trotz Kitcheners Verhalten bei Omdurman in Afrika allezeit die ärgsten Grabschänder gewesen sind. So wie sie einst die ehrwürdigen Kaisergräber im Dom zu Speyer zerwühlt haben, so traten im Frühjahr 1917 führende französische Zeitschriften lebhaft dafür ein, daß die von den Deutschen hinter der nordfranzösischen Front für deutsche, wie für französische Gefallene gleichmäßig angelegten großen Friedhofsdenkmäler zerstört werden sollten. Und diese Grabschändung haben dann die Franzosen auch pünktlich aus-

geführt, sobald Hindenburg die genial erdachte Zurücknahme der deutschen Front an der Somme vollzogen hatte. Das haben unsere Truppen nach der heldenhaften Rückeroberung des Sommegebietes im März 1918 in schmerzvoller Erbitterung feststellen müssen.

* * *

Goten und Wandalen, Langobarden, Burgunden und Franken haben, vermöge ihrer überlegenen leiblichen, geistigen und sittlichen Kräfte teils aus eigenem Erbe, teils aus den Trümmern der römischen Weltzivilisation, soweit diese sich noch in den Händen der entarteten Römerbevölkerung vorfanden, zuerst neue Staaten und neues, germanisch bestimmtes Rechtsleben, dann auch neue Kulturen, neue Völker entstehen lassen: die Romanen des Mittelalters. Zum Danke für diese Großtaten werden die staatenbildenden, kulturschöpferischen Germanen besonders gerade in den romanischen Ländern mit Vorliebe „die Barbaren“ schlechthin genannt. Und dies nicht etwa in dem geschichtlich allein berechtigten, harmlosen Sinne der Zeit der Gotenherrschaft, wo „Barbar“ nichts bedeutete als Nicht Römer, einer, der nicht Latatin spricht und schreibt, sondern mit jenem heute allein gültigen gehässigen Unterton, der in dem Barbaren den rohen, kulturlosen Wilden kennzeichnen will, was im Hinblick auf die alten Germanen eine Geschichtsfälschung bedeutet.

Nun, der Kunststil dieser „Barbaren“ der Völkerwanderung, der sogen. Merowinger-Stil, wurde zwar früher und wird meist noch jetzt erstaunlicher Weise von der zünftigen deutschen Kunstwissenschaft als Kunst nicht anerkannt. Und doch zeigt er mit dem wunderbaren Reichtum seiner Bandverschlingungen und seiner phantastischen-malerischen, oft hinreißend schönen Tierornamentik echt deutsche Art und engste rassenmäßige Übereinstimmung mit der ebenso gearteten Gotik. An diesem Punkte liegt einer der festesten Knoten, welche die im engeren Sinne deutsche Kunst mit der durch die Archäologie erschlossenen germanischen Vorzeit und ihren Kunstschöpfungen innerlich verknüpft. Die Mittelglieder dieser Kette sind die sogen. romanische Kunst des 10.—12. Jahrhunderts in Deutschland und die Lombardenkunst des 8.—10. Jahrhunderts in Oberitalien. Denn der Kunststil der germanischen Völkerwanderung führt in der eigentümlichen Fortbildung, die ihm durch die Langobarden in Oberitalien zuteil wird, durch die seit der Karolinger Zeit in Deutschland wandernden Lombarden (Comaciner), zur Entwicklung jener in Deutschland so einzigartig hochstehenden Kunst, die wir früher richtig als

Lombardenstil bezeichneten. Neuerdings aber sind wir in gedankenloser Nachäffung des Franzosen De Caumont, der germanisches Kulturgut mit dem eigens dafür ausgeheckten Schlagwort „Romanischer Stil“ den sogen. lateinischen Völkern zuschanzen wollte, ebenfalls dazu übergegangen, diese echt deutsche Kunst als „romanisch“ zu bezeichnen. Auf dem flandrisch-niederfränkischem Boden Nordfrankreichs aber mündete dieselbe allgemein germanisch gewordene Lombardenkunst im 12. und 13. Jahrhundert in die Gotik aus, deren deutscher Ast im 15. Jahrhundert zu reichster Blüte gelangte. Rückwärts aber hat die Kunst der germanischen Völkerwanderung in den verschiedenen Abwandlungen des germanischen Bronzezeitstils einen um zwei Jahrtausende älteren gleichgearteten Vorgänger gehabt. Wie in der Gotik und im Völkerwanderungsstil herrscht im Bronzezeitstil eine echt germanische malerische Phantasie und ebenso der echt germanische Zug der zwar gebundenen aber doch unendlich fortlaufenden Bewegung, der unendlichen Melodie (Eurythmie), im Gegensatz zu der in ausgeglichener Ruhe verweilenden vollkommenen Symmetrie der sogen. klassischen Kunst.

Der germanische Kunststil der Völkerwanderung ist durch die Goten geschaffen worden, nachdem sie um 200 n. Chr. von der Weichselmündung nach Südrußland ans Schwarze Meer übergesiedelt waren. Sie trafen dort in der heutigen Krim auf das unter römischer Oberhoheit stehende bosporanische Reich, das von einer griechisch-skythisch-sarmatischen Mischbevölkerung bewohnt war. Manche Zierweisen der hier herrschenden entartet griechisch-skythisch-orientalischen Mischkunst übernahmen die Goten in ihren altheimischen Kunststil und arbeiteten hierdurch einen neuen glänzenden national-germanischen Stil heraus, der sich von ihnen aus über Südrußland, Rumänien, Ungarn zu allen germanischen Stämmen der Völkerwanderung verbreitete: nach Oesterreich, Deutschland, Frankreich, England im Westen, nach Italien, Spanien und Nordafrika im Süden, nach Skandinavien im Norden, überall naturgemäß mit selbständigen Sonderbildungen.

Die ältere gotische Goldschmiedekunst — denn um Gold handelt es sich überwiegend in dem durch die Zufuhr aus dem Ural von jeher so goldreichen Lande — ist in der Hauptsache bestrebt durch reichsten Einfaß von roten Edelsteinen, Almandin, Granat oder Karneol, in Goldgrund eine glänzende Farbenpracht zu erzielen. Die farbigen Edelsteine werden im 4. Jahrhundert meist gewölbt geschliffen (en cabochon), später mehr in dünnen Plättchen. Dazu kommen noch grüne und blaue Pasten. Diese farbigen Einfaße werden auf

den Schmuckstücken in Zellen befestigt, die aus aufgelöteten Goldbändern bestehen. Zuerst werden diese Bänder aufgelötet, später mit den Schmuckstücken in Eins gegossen. Das ist das sogen. Zellenmosaik und der Zellenschmelz.

Sehr beliebt als Tierart der Schmuckgegenstände ist der von der Seite gesehene Adlerkopf mit hochgewölbtem Steinauge und ein von vorne und oben gesehener stilisierter Raubtierkopf, ursprünglich wohl ein Löwenkopf.

Hierher gehört der berühmte Goldfund von Petrossa bei Buzeu (an unserer Moldaufront im Jahre 1917), der sogen. Kronschatz des Westgotenkönigs Athanarich, den dieser, wie man früher annahm, vergraben ließ, als er den Ansturm Attilas im Jahre 375 am Sereth nicht aufhalten konnte und sich in die tiefen Gründe der siebenbürgischen Waldkarpathen zurückzog.

Dieser Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, ist die Hauptzierde des Bukarester Nationalmuseums. Leider wurde er von den gewinnfüchtigen Findern mit dem Hammer zusammengeschlagen, verlor so alle seine Edelsteine, schmolz von 22 auf 12 Stücke zusammen, wurde dann im Museum zweimal gestohlen und ist schließlich von den geschickten Berliner Goldschmied Telge nach Möglichkeit wiederhergestellt worden. Sein Gewicht, ursprünglich dreiviertel Zentner, beträgt jetzt noch 29 Kilo. Ich hebe folgende Stücke als besonders bedeutsam heraus:

1. Eine Riesenadlerfibel oder Mantelschließe, 27 cm lang ohne die Bommeln.
2. Drei kleinere Mantelschließen ähnlicher Art, auch noch ungewöhnlich groß.
3. Zwei reizende Körbchen, in Gitterwerk gearbeitet; das füllende Gestein verloren, die beiden Henkel durch Raubtiere gestützt.
4. Goldkamm.
5. Goldteller, über $\frac{1}{2}$ m groß.
6. goldene Prunkschale.
7. Armring mit Runeninschrift.
8. Halsring.

Unter den 10 verlorenen, von den Findern wohl eingeschmolzenen Stücken befand sich auch eine goldene Gluckhenne mit 9 Küchlein. Ein ganz ähnliches Kunstwerk hat 2 Jahrhunderte später die Langobardenkönigin Theudelinde dem hlg. Johannes dem Täufer im Dome zu Monza (Modica) in Oberitalien nebst vielen anderen Kostbarkeiten geweiht. Das schildert ein Relief im Dome zu Monza, und die Goldhenne mit 7 Küchlein, eifrig pickend, befindet sich noch heute im Monzaer Domschatze.

Von ähnlicher Art sind 2 Goldschätze, die an der siebenbürgisch-ungarischen Grenze, nördlich von Klausenburg, bei Szilagy-Somlyo, zu Tage kamen. Der eine davon enthält 20 Kleider-

nadeln (Fibeln), teils aus massivem Golde, teils aus Silber mit Goldblechdecke und reichster Granateinlage, je zwei immer ganz gleich gestaltet und dazu bestimmt, paarweise getragen zu werden, darunter ein Paar mit einem kauernenden Löwen, ein anderes Paar in Schalenform mit 6 anspringenden Löwen in Relief getrieben; nur in einem Stück vorhanden ist eine massive Goldfibel mit Karneolen und Bergkristallen, deren ovales Mittelfeld ein fast 9 cm im Dm. betragender Sardonyx einnimmt: ein wahrhaft fürstliches Schmuckstück, wie es die römischen Kaiser zu tragen pflegten.

Im 5. und 6. Jahrhundert überwiegt in der Flächenverzierung die Verwendung von Goldfaden- und Goldkörnerarbeit, das sogen. Filigran, sowie von stilisierten Pflanzenranken und Spiralen und dem aus der uralten germanischen Holztechnik in Metallguß übertragenen Korbschnittmuster. Jetzt entwickelt sich auch die meisterhafte germanische Tierornamentik, der nach einstimmigem Urteil aller neueren Forscher zum Schönsten und Vollendesten gehört, was auf dem Gebiete des Flächenornaments überhaupt je geschaffen worden ist. Ihre eigentliche Heimat ist der skandinavische Norden; doch greift sie nicht unbeträchtlich südwärts über die Ostsee hinüber nach Nordwest- und Südwestdeutschland, ja auch nach England und Frankreich.

Dem 7. Jahrhundert und dem Stil der germanischen Tierornamentik gehört z. B. ein Doppelgrab aus Wittislingen bei Dillingen im bayerischen Schwaben an; Mann und Frau haben reichste Beigaben in Gold und Silber. Die große Fibel mit Almandinzellenmosaik und Adlerköpfen, der goldene Fingerring und Teile eines gleicharmigen Goldblattkreuzes nebst sehr vielem Anderen lagen bei der Leiche des Mannes, die wunderbar schöne goldene Scheibenfibel mit Almandinen und Granaten in 4 Schlangenleibern, die silbernen Eckbeschläge, Riemenzungen und silbernen vergoldeten Schnallenbeschläge bei der Frau.

* * *

Unmittelbar vor der Völkerwanderung liegen dann jene ersten Jahrhunderte nach Christus, die man die römisch-germanische oder gar schlechthin die römische Zeit genannt hat, weil damals angeblich unter römischem Einfluß die ersten Anfänge einer bisher angeblich noch völlig mangelnden Zivilisation zu den Germanen gelangt sein sollen. Nun kennen wir kaum einen anderen Abschnitt der deutschen Vor- und Frühgeschichte so gut als diesen, sei es durch

Spatenforschung, sei es durch, allerdings sehr viel weniger zuverlässige, antike literarische Quellen.

Vergebens wird man hier nach den Segnungen suchen, welche die damaligen Germanen einem angeblich alles neugestalteten Kultureinflusse Roms zu danken haben sollen. Das Wenige, was sie an Römischem durch den Handel erwarben, wie etwa getriebene Bronzegefäße und Glaswaren, ist so nebensächlicher Art, daß es neben dem Eigengeschaffenen der germanischen Kultur gar nicht in Betracht kommt. Im Gegenteil, wir sehen bei den Germanen fast allenthalben eine bewußte Ablehnung römischer Lebensformen, eine Verschmähung der Erzeugnisse römischen Werkwesens. Wenn irgendwo, müßte in dem wichtigsten Punkte, wo sich römisches und germanisches Wesen entscheidend begegneten, im Waffen- und Kriegswesen, der angeblich überwältigende römische Einfluß sich geltend gemacht haben.

Aber was sehen wir? Auf der einen Seite der vom Scheitel bis zur Sohle mit Schutz- und Trutzwaffen bekleidete römische Legionssoldat, mit seinem schweren Eisenhelm, seinem dicken Leder- oder Eisenpanzer, seinem gewaltigen mannsdeckenden, halbzyllindrischen, rechteckigen Schilde aus Holz mit Lederüberzug und reichem Metallbeslag, seinem ungeheuren, in der oberen Hälfte aus reinem Eisen bestehenden Wurfspeer, dem Pilum, seinem Stahlschwert und Stahldolch, nicht zu reden von der Last des Schanzzeuges, das im Kampfe natürlich nicht getragen wurde. Und auf der anderen Seite der leichtbeschwingte bewegliche Germane, der für die Schlacht sein Obergewand ablegte und höchstens ein lose über die Schulter geworfenes bis an die Hüften reichendes Mäntelchen trug, dazu einen kleinen runden oder ovalen ganz dünnen Holzschild mit hoch emporragendem mittleren Eisenbuckel, vermöge dessen diese einzige germanische Verteidigungswaffe zugleich als Angriffswaffe für den linken Arm diente, mit der die Germanen in derselben Weise fochten, wie mit ihrem zweischneidigen Langschwert oder einschneidigem Kurzschwert in der Rechten. Daneben als weitere Trutzwaffe eine zwar wie der römische Wurfspeer sehr lange Stoßlanze, die aber eine verhältnismäßig kurze, schmale Eisenspitze besaß, jene trotzdem von den Römern so gefürchtete, berühmte „Framja“, neben der oft noch ein Wurfspeer mit Widerhakenspitze geführt wurde. Ein eiserner Kettenpanzer wurde in dieser ganzen vier Jahrhunderte umfassenden Zeit nur einhalb Duzend Mal gefunden, diente also nur als fürstliches Prunkstück.

Wir sehen, daß zwar die Trutzwaffen der Germanen denen der Römer annähernd gleichwertig waren, daß aber ihre Schutzrüstung

der römischen Panzerung gegenüber wenig in Betracht kam. Das lag aber nicht an einem Mangel der germanischen Eisentechnik, die vielmehr sehr hoch stand, sondern allein am Stammescharakter und an der Kampfweise der Germanen.

Ihre Absicht war weniger, den eigenen Körper zu schützen, als unbehindert und so rasch wie möglich den Gegner mit tödlichem Streiche zu treffen. Der alte preußische Heeresgrundsatz: die beste Verteidigung ist der Hieb, ist nichts als ein Erbteil aus altgermanischem Blute. In dem schwergepanzerten Römer und dem ungeschützten offenen, wagemutigen Germanen sehen wir zwei vollkommen verschiedene Wesensarten unverföhnt einander gegenüber. Hier von einem römischen Kultureinfluß zu sprechen, das vermochte bisher wohl der von der Sachforschung kaum berührte, rein auf literarischen Quellen von Griechen und Römern fußende Geschichtsforscher; ein Kenner deutscher Archäologie vermag heute kaum eine leise Hebung germanischer Zivilisation durch die Berührung mit Rom zuzugestehen.

Hier handelte es sich zunächst um das Kriegswesen zu Lande. Wie aber steht es mit dem Seewesen? Daß die Römer eine Flotte hatten, weiß jeder; ebenso aber auch, daß sie als Seefahrer nie über schülerhafte Anfänge hinausgekommen sind. Sie schufen sich ihre Flotte unter militärischem Zwange erst in den punischen Kriegen und handhabten sie vermöge der Entershaken mehr als fahrbare Brücken denn als hurtige gewandte Schiffe.

Hatten die Germanen nun auf der See den Römern etwas Gleichwertiges entgegenzustellen? Da lächelt vielleicht mancher zunächst, aber ganz mit Unrecht. Es gibt kein indogermanisches Einzelvolk, das eine solche Menge uralter Bezeichnungen besäße für Meer, Seen und Seelandschaften, für Seetiere und Fischerei, für Schiffe, Schiffsteile und Seefahrt, für Himmels- und Windrichtungen, kurz alles, was im und am Meere lebt und webt, wie die Germanen. Manche dieser anderen Völker sind geradezu wasserscheu, wie die Slawen, im Grunde auch die Italiker. Nicht viel besser ist es in Frankreich gewesen zur Zeit der alten Kelten, und bis heute noch mangelt dort eigentliche Seetüchtigkeit, wenn man von den erst gegen Ende der germanischen Völkerwanderung aus England nach der Bretagne übergesiedelten Bretonen absteht. Und wenn Spaniens Seefahrt einen kurzen glanzvollen Aufschwung nahm am Ende des Mittelalters, so kam dieser auf die Rechnung einzelner Ausnahmemenschen, nicht auf die Gesamtheit des Volkes. Nur im alten Griechenland blühte eine der germanischen ähnliche Schiffahrt, aber sie war kein Besitz aus griechischer Vorzeit, sondern als Erbe von

der alten nichtindogermanischen Vorbevölkerung kretisch-mykenischer Kultur mit übernommen worden. Die germanische Seesprache hat die Welt erobert: Worte wie Bord, Mast, Bugspriet, Matrose, Nord, Süd, West, Ost sind in alle romanischen Sprachen gedrungen. Wenn heute dreiviertel alles Schiffsraumes der Welt in den Händen germanischer Völker sich befindet, so hat das seinen vieltausendjährigen früh- und vorgeschichtlichen Hintergrund. Der südwestliche Teil der Ostsee mit seinen vielen Inseln und seiner reichen Küstenentwicklung ist die hohe Schule für die Vertrautheit der Germanen mit dem nassen Element gewesen, und diese Vertrautheit ist so alt, wie die nordische Rasse hier gelebt hat, mindestens 8000 Jahre alt. Sowie die Römer am Niederrhein sich festsetzen, treten ihnen die germanischen „Seehähne“ in gefährlichster Weise entgegen. Germanische Seerauffahrten von der holländischen Küste aus setzen das römisch gewordene Nordseegeflade Galliens in steten Schrecken: Friesen und Chauken sind es, die sich dabei besonders hervortun.

Aber auch bei den binnenländischen Usipiern hören wir von einem kühnen Seestückchen. Eine Kohorte Usipier war des römischen Solddienstes in England müde geworden, bemächtigte sich dreier Schiffe, umfuhr auf diesen unter andauernden Gefechten mit den Strandbewohnern plündernd ganz Britannien um schließlich an die germanische Küste zu gelangen.

Ein noch größeres Heldentatstück germanischen Seefahrergeistes, das an die Heldentaten der „Emden“, der „Ayesha“ und des „Wolf“ erinnert, spielt im Jahre 280 n. Chr. und wurde ausgeführt von einer Schar Franken, die Kaiser Probus wider ihren Willen in Thrakien, also nahe dem Balkan, angesiedelt hatte. Auch diese bemächtigten sich einiger Schiffe und kehrten in dreijähriger verwegenster Seefahrt über Griechenland, Sizilien, Nordafrika, Gibraltar nach ihrer niederrheinischen Küste zurück.

Von den Schweden rühmt Tacitus, sie wären mächtig nicht nur durch waffenfähige Mannschaft, sondern auch durch Kriegsflotten. Ihre Schiffe schildert er als große Ruderschiffe ohne Mast und Segel, die vorn und achter gleich gebaut seien, um sowohl vorwärts als rückwärts rudern und mit jedem der beiden Schiffsenden landen zu können.

Ein solches Schiff ist kurz vor dem deutsch-dänischen Kriege im Moor zu Nydam gegenüber der Insel Alsen unweit des Kampfplatzes Düppel entdeckt worden. Es stammt, wie die unzähligen Waffen und Schmuckstücke, die es in seinem Innern barg, beweisen, aus der Zeit um 400 n. Chr. Es

ist aus Eichenholz, 24 m lang, mittschiffs 3,30 m breit, 1,28 m hoch und hat 14 Dichten oder Ruderbänke also 28 Ruder, jedes 3,60 m lang. Als Kiel dient eine durchlaufende 14,5 m lange kräftige, mit ganz besonderer Sorgfalt bearbeitete, an den Enden ausgehöhlte Bodenplanke, an die sich beiderseits die bis 2,14 m hochgehenden Steven ansetzen. Zu beiden Seiten dieser Kielplanke laufen je 5 Bordplanken, die Klinkerbau zeigen, d. h. sie greifen dachziegelartig oder schuppenartig übereinander und sind aneinander mit etwa 6000 Eisennieten befestigt, welche außen die für eine solche Verbindung allein zweckmäßigen breiten runden Köpfe und innen Nietbleche zeigen. Die Spalten sind durch Wollzeug und Teer gedichtet. Im Innern sind die 11 Planken so behauen, daß an allen Stellen, wo die Querrippen des Schiffes den Planken anliegen, Querreihen von Paaren längerer Klöße, „Klampen“ oder „Knaggen“ genannt, stehen geblieben sind. Diese Knaggen haben je 2 Löcher; ebenso haben die 19 Querrippen oder Spanten des Schiffes, die aus natürlich gekrümmtem Eichenholz hergestellt sind, entsprechende Löcher, damit sie an die Knaggen gebunden werden konnten. Die Knaggen stehen etwa um die Dicke der Planken aus diesen heraus, die Planken samt den Knaggen mußten also aus der doppelten Dicke herausgehauen werden, was bei Eichenholz nicht nur einen großen Holzreichtum voraussetzte, sondern auch den Aufwand einer ungeheuer mühsamen Arbeit notwendig machte, zumal hierbei sehr leicht Ausschuß entstehen konnte. Diese Art lockere Verbindung der Spanten mit den Planken macht das Schiff bei hohem Wellengang oder in der Brandung sehr geschmeidig. Vielleicht wollte man daneben noch dem Übelstande vorbeugen, daß etwa das Eintrocknen des Holzes zum Leckwerden führte, was bei einer starren Verbindung der Holzteile leicht geschehen konnte. Auch die Ruderpflöcke oder Dollen waren nur angebunden, damit sie, sobald Rückwärtsfahren notwendig wurde, umgekehrt werden konnten. Gesteuert wurde das Schiff mittels eines breiten, schaufelförmigen Ruders, dessen Schaft durch eine Schlinge an der Reling befestigt war, während das Schaufelblatt in einer eigenen Durchbohrung und in zwei Durchbohrungen der Kielplanke durch ein Tau angefeilt war. Das Ruder war somit nur um seine senkrechte Achse drehbar. Es hing, wie es auch später noch bis zum 13. Jahrhundert nicht anders üblich war, stets an der rechten Seite des Achterstevens, sodaß der Steuermann, der mit beiden Armen arbeiten mußte, der linken Schiffsseite den Rücken („Back“) zuwendete. Daher stammen die heute noch üblichen Bezeichnungen „Steuerbord“ und „Backbord“ für rechte und

linke Seite des Schiffes. Das Nydamboot steht schiffstechnisch auf einer so hohen Stufe, daß es immer von neuem die staunende Bewunderung der heutigen Fachleute hervorruft.

Ein zweites derartiges Boot aus Kiefernholz wurde zu gleicher Zeit im Nydammoor gefunden, ist aber in den Kriegswirren des Jahres 1864 leider untergegangen. Es war nur insofern anders gebaut, als es am Kiel vorne wie hinten einen eisenbeschlagenen Rammsporn hatte. Eine schwedische Felsenzeichnung etwa derselben Zeit zeigt uns ein ganz gleiches Boot.

Noch heute vermitteln genau solche Schiffe den Verkehr auf den großen schwedischen Landseen, namentlich als Gemeinde- und Kirchenboote. Daß aber auch schon 2 Jahrtausende vor der Nydamzeit zwar andersartige, aber auch schon hoch entwickelte Kielboote die Ostsee belebten, zeigen uns die zahllosen nordischen Felsenzeichnungen der Bronzezeit in Skandinavien, bei denen nichts so häufig dargestellt wird, als solche stark bemannte Schiffe mit 2 hohen Steven und meist noch mit einer aufwärts gerichteten Verlängerung des Vordertheils des Kiels, wohl zum Schutze des Schiffes gegen Aufstöße.

Wenn das Nydamboot und die altgermanischen Kriegsschiffe überhaupt kein Segel führten, so ist damit keineswegs gesagt, daß die Germanen das Segeln nicht gekannt hätten. Eine solche Annahme ist bei einem Volke, das der ganzen übrigen Welt seemännisch derart überlegen war, wie die Germanen, unmöglich. Und kein Schriftsteller des Altertums hat so etwas behauptet. Ein Kriegsschiff mußte zu jeder Stunde und Minute dem Willen der Mannschaft gehorchen können. Das war aber nur bei Rudereinrichtung der Fall, während beim Segeln der Wind im entscheidenden Augenblick versagen konnte. Denn das Kreuzen und Lavierern, wiederum eine germanische Erfindung, war im Altertum noch unbekannt. So wäre Mast und Segel für ein Kriegsschiff meist nur Ballast gewesen: und die germanischen Schiffsbaukünstler wußten längst nur zu gut, daß eine der wichtigsten Eigenschaften eines guten Kriegsschiffes das möglichst geringe Eigengewicht, d. h. seine leichte Handlichkeit ist. Dagegen konnte ein Handelsschiff die Gelegenheit günstigen Windes ruhig abwarten und wird darum schon damals das Segel stets mitgeführt haben.

Die germanischen Kriegsschiffe gingen zur Segelschiffahrt erst im 8. Jahrhundert über, aber auch die berühmten Wikingersegler, die Drachenschiffe, konnten nebenbei noch gerudert werden, um gegen alle Widrigkeiten ungünstigen Windes oder gar gegen Windstille

gesichert zu sein. So das Gokstadsschiff in Kristiania, berühmt nicht minder durch seine das Auge des Beschauers entzückende schöne Form, als durch seine hohe, in dieser Art nicht zu übertreffende technische Vollendung. Die Befestigung des Steuerruders ist, gegen das Nydamboot gehalten, hier nur insofern anders geworden, als das Schaufelblatt nicht in einer doppelten Durchbohrung der tiefliegenden Kielplanke, sondern etwa in halber Höhe des Schiffes, mittels Durchbohrung der Schiffswand selbst, angefeilt ist. Aus den Wikingerschiffen haben sich in geradliniger Abstammung unsere heutigen Kriegsschiffe entwickelt.

Ich kann es mir nicht versagen, das Wunder des neuesten Wikingerschiffes, das Osebergsschiff, zu berühren. Es ist freilich kein Kriegsschiff, sondern die Lust-Yacht einer norwegischen Kleinkönigin, erbaut um 800 und nach Jahrzehntelangem Gebrauch in den Erdhügel gesetzt, um diese Königin samt ihrer Dienerin über das Wasser zur Toteninsel, zur Insel der Seligen zu fahren: Walhall lag jenseits des Wassers. Entdeckt und vollständig frei gegraben wurde das Schiff in diesem Hügel im Jahre 1904. Zwei Ständer tragen den Dachstuhl der Grabkammer, daneben befindet sich der Maststumpf. Das Schiff mußte Stück für Stück dem Hügel entnommen, nach Kristiania gebracht und dort zusammengesetzt werden, während das Gokstadsschiff als Ganzes nach Kristiania hinübergeführt werden konnte. Die Bewahrung von Holz, das Jahrhunderte lang in der Erde gelegen hat und nun wieder an die Luft zurückkehrt, als bloßer Stoff, der vor Zerfall in Staub geschützt werden soll, ist schon eine der schwierigsten Aufgaben der Museumsverwaltungen; wieviel mehr aber solche Holzgegenstände in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erhalten! Vier Jahre, bis 1908, dauerte allein die Konservierung und Aufstellung des Schiffes selbst, für das eine eigene Wellblechbaracke gebaut worden ist; vier weitere Jahre aber die Konservierung und Aufstellung all der tausende von Holzgegenständen und anderen Arbeiten, die das Schiff barg, wofür ein eigener Flügel des neuen Historischen Museums in Kristiania eingerichtet werden mußte. Diese ganze Arbeit ist die Meisterleistung meines leider zu früh dahingerafften Freundes Professor Gustafson, dem es nicht mehr vergönnt war, das von ihm in Jahrzehnte langer Mühewaltung wohl vorbereitete Werk einer im größten Stile gehaltenen bündereichen Veröffentlichung über das Osebergsschiff, selbst noch erscheinen zu sehen.

Wunderbar geschnitzt ist der Achterstevan. Der Vorderstevan ist leider zerstört. Das Schiff beherbergt auch sonst eine gewaltige

Menge Holzsaen, darunter Prachtstücke mit reichstem Tierornament in Relief, von einer Holzschneidekunst, wie sie die Gegenwart nicht entfernt ähnlich aufzuweisen hat.

In der Grabkammer befand sich eine Aussteuer für das zukünftige Leben, wie man Ähnliches auch noch nicht gesehen hat: 1 vierrädriger Wagen, 3 reichverzierte und 1 einfacher Schlitten, alle mit ausgesucht reich geschnitzten Deichseln, 3 Betten, 1 Stuhl, 2 Truhen, dazu eine vollständige Haushaltungs- und Kücheneinrichtung, ein Webstuhl, 1 Brettchenwebereigerät, Kleiderstoffe, Wachs, 2 Mühlsteine, endlich eine Anzahl Pferde, Rinder, Hunde.

* * *

Es wäre ein Leichtes, auch auf den sonstigen Gebieten germanischen Lebens in dieser sogen. römischen Zeit die volle Selbständigkeit germanischer Kultur gegenüber römischer darzutun, wenn der Raum dieser knappen Darstellung es gestatten würde.

Hervorheben möchte ich aber, wie so ganz anders als das heutige Rom und die heutigen welschen Völker insgesamt, auch so ganz anders als wir selbst, das alte Rom von den Germanen gedacht und gesprochen hat.

Keiner der Feinde war im alten Rom annähernd so gefürchtet, aber auch so hoch bewertet, wie die Germanen. Tacitus, bei dem eine zuweilen etwas romantisch gefühlvolle oder gesucht geistreiche Ausdeutung an sich richtig beobachteter Züge germanischen Lebens, germanischer Art und Denkweise uns vielleicht unsicher machen könnte, im Grunde aber doch nicht stören darf, steht mit seiner hohen Bewunderung unserer Ahnen nicht etwa als Ausnahme da, als unklarer, weltstädtischer Gefühlschwärmer für ein erträumtes Naturidyll, sondern ist als Mitglied höchster politischer und Adelskreise nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms.

Darum sind die Germanen in den ersten Jahrhunderten n. Chr. auch so unzählig oft dargestellt worden und dies in einer Weise, daß es unser Herz nur mit Freude und Stolz erfüllen kann. Mit Freude — weil wir erkennen, wie die alten Bildhauer mit sichtlichster Liebe sich bemühen, den körperlichen Typus der Germanen in seiner ganzen stolzen Schönheit, ebenso ihre geistige Art und ihren seelischen Charakter zu voller Erscheinung zu bringen. Und Stolz soll beim Anblick dieser Bilder unser Herz schwellen, weil wir erkennen: Diese Gestalten sind Bein von unserm Bein, Blut von unserm Blut und damit auch Geist von unserm Geist.

Die erste Berührung zwischen Germanen und der Welt des Mittelmeers erfolgte an der untersten Donau, im heutigen Rumänien und Bessarabien, wohin der germanische Stamm der Basternen von den Weichselquellen her längs dem Außenrande der Karpathen schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. gewandert war. Von hier bestürmten sie ein Jahrhundert lang die griechischen Kolonialstädte am Schwarzen Meere und nahmen im 2. Jahrhundert vor Chr. an den Kämpfen der keltischen Galater in Thrakien, Griechenland und Kleinasien teil.

Aus dieser Zeit stammt die älteste Darstellung eines Germanen, die wir überkommen haben, zugleich eine der schönsten und die einzige, die wir dem Meißel eines echten griechischen Künstlers hellenistischer Zeit verdanken. Original, nicht verwässernde römische Nachbildung, wie die meisten griechischen Bildwerke, so wie wir sie heute kennen. Leider ist von der ganzen Gestalt nur der Kopf erhalten.

Ein jugendlicher Basterne, schwer verwundet, sucht in schmerzlichem Aufstöhnen die schwindende Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenzuraffen. Der Ausdruck des Leidens hat seinen Mittelpunkt im geöffneten Mund und namentlich in dem schmerzvollen Ausblick der weit aufgeschlagenen, tiefliegenden Augen, deren Umrandung von starken Stirnknochen beschattet wird. Der lange Kopf und das lange schmale Gesicht mit der feinen Nase und den feinen mageren Wangen, auf denen der erste Bartflaum sprießt, zeigt edelsten Germanentypus. Das von allen Seiten nach der rechten Schläfe hinübergekämmte und dort in einen Knoten verschlungene Haupthaar ist die charakteristische germanische Haartracht, die Tacitus als swebischen Knoten beschreibt. Leider ist der Knoten hier fast ganz abgestoßen.

Hier schließt sich eine Frauendarstellung an, die bekannte sogen. *Thusnelda*, bereits frühromische Arbeit, aber noch voll griechischer Erinnerungen, wie die typische Körperstellung, insonderheit die Armhaltung der Trauernden, die Entblößung der Brust, gleichfalls ein typisches Zeichen der Trauer an griechischen Bildwerken, endlich die dicksohligen griechischen Gitterschuhe zeigen. Ich halte die Bildsäule für eine Verkörperung des Basternenvolkes, für eine trauernde besiegte Basternia. Das feine Oval des Gesichts, der Gesichtsschnitt überhaupt, vor allem der Seelenzustand sind nur germanisch: stille Ergebenheit in unabwendbares Geschick, dabei aber die volle Hoheit eines unbeugsamen Charakters, nichts jedoch von jener übertriebenen Leidenschaftlichkeit und theatralischen Pose der Gallier, wie sie schon

die pergamenischen Galatargestalten zeigen. So die Köpfe des sogenannten sterbenden Galliers und des Galliers der Ludovisigruppe. Schon dieser idealische Galatertypus aus Pergamon zeigt, wie sehr wir die Nachrichten der Alten einschränken müssen, wonach die Kelten oder Gallier in Vielem und namentlich im Körperlichen den Germanen sehr ähnlich gewesen sein sollen. Das kann sich nur auf Körpergröße und Helligkeit von Haut- und Haarfarbe beziehen, nimmermehr aber auf Kopf- und Gesichtsbildung. In letztem Punkte waren die Gallier z. T. schon in ihrer süddeutschen Urheimat, noch mehr aber in ihrem späteren Lande, Nordostfrankreich, durch Vermischung mit den dortigen Urrassen den Germanen ganz unähnlich geworden. Es waren offenbar Kurzköpfe mit weit weniger fein geschnittenen, weniger profilierten Gesichtern, als die der Germanen; als unschön fallen bei ihnen die breiten Backenknochen auf und die weniger edle Nase.

Und dasselbe Bild bieten die hellenistischen Gemmen und die römischen Silberdenare mit Gallierköpfen aus der Zeit nach Cäsar.

Im Laufe des 2. Jahrhunderts v. Chr., lange vor den Kimbernkriegen, kämpften die Basternen mit glänzendem Erfolge auch gegen Rom. Zuerst im Solde der letzten makedonischen Könige, später des kleinasiatischen Königs Mithradates des Großen, endlich auf eigene Faust oder im Bunde mit den thrakischen Nachbarstämmen, Seten in der Dobrudscha, Mysern in Nordbulgarien und eigentlichen Trakern in Südbulgarien.

Schwerste Niederlagen erlitten hier die Römer, die neuen Herren des Balkanlandes, durch die Germanen. Den ersten, aber entscheidenden Sieg gegen die Basternen und ihre drei thrakischen Verbündeten gewann erst der junge Kaiser Oktavian durch seinen Feldherrn Licinius Krassus in den Jahren 29 und 28 vor Chr.

Krassus errichtete, wahrscheinlich am Orte der Hauptschlacht, als dauerndes Wahrzeichen seiner Siege einen großartigen, dräuend nordwärts über die Donau in Feindesland schauenden Triumphbau in Form eines hochragenden Turmes, der aus einem mächtigen Rundbau emporwächst. Dieses römische Denkmal steht noch heute und zwar dicht an unserer Dobrudschafront vom Oktober 1916: Konstanza, Medschidja, Rassowa, Ischernawoda; und zwar zwei Meilen südlich von Rassowa, bei dem Dorfe Adamklissi.

Unser Feldmarschall Moltke, der im Jahre 1837 im Auftrage der Türkei die Befestigungen der Donaulinie untersuchte und in seinen berühmten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der

Türkei" seine Ritte durch diese Gegend beschrieb, er war es, der als Erster der Welt Kunde brachte von der gewaltigen Ruine bei Adamklissi. Den geistigen Wiederaufbau der Ruine, wie er aus den tausenden, teils am Fuße der Ruine lagernden, teils weithin verschleppten Steintrümmern in peinlichster Gewissenhaftigkeit und zugleich mit genialem Blick erdacht worden ist, verdanken wir unserem zu früh verstorbenen Archäologen Furtwängler.

Im Oktober 1916 wandte ich mich an unseren Generalfeldmarschall Mackensen mit der Bitte, er möge verhüten, daß unsere Geschütze sich auf die Ruine von Adamklissi richteten oder daß unsere Fliegerbomben die in Bukarest befindlichen Bildwerke und Architekturteile trafen. Der Feldmarschall konnte mir in längeren Briefen die freudige Mitteilung machen, daß alles wohl erhalten geblieben ist. Die Ruine habe ihre militärische Geschichte vermehrt, da sie in den Kämpfen vor der Schlacht bei Topraisar und in dieser Schlacht selbst dem unseren linken Flügel befehlighenden General als Gefechtsstand gedient habe.

Dieses Bauwerk, dessen unterer Stufenbau einen Durchmesser von nahezu 39 Meter besitzt und dessen Höhe einst genau dasselbe gewaltige Maß hatte, zeigte auf den Metopen des Frieses Darstellungen von Kriegsereignissen und auf den Dachzinnen Einzelbilder von Kriegsgefangenen der vier Rom feindlichen Volksstämme. Es ist meist unbeholfene Soldatenkunst, bessere Steinmehzarbeit, die sich in diesem harten Kalkstein versucht hat, aber ausgezeichnet durch große Naturtreue. Nur bei den Germanenbildern strengen diese soldatischen Steinmehzen ihr ganzes Kunstvermögen an, nicht bloß tote Puppen hinzustellen, sondern ihren Gestalten mehr Empfindungsleben zu leihen.

Der gefesselte Basterne der Zinne Nr. 1, mit seinem schmerzvollen Blick in die Ferne, als beseelten ihn trübe Heimatsgedanken, verrät in seinem Gesichtsausdruck noch eine offenbare Erinnerung an hellenistische Ausdrucksmittel, wie wir sie von dem echt griechischen Basternenkopfe kennen lernten. In seinem hohen Wuchs, mit seinen schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, dabei so kräftig breiten Schultern, in der edlen Bildung des langen Gesichts und in der vornehmen Haltung ist er das vollkommenste Abbild der Germanen.

Zinne Nr. 2 zeigt einen noch unbärtigen Basternenjüngling von überaus kräftigem Wuchs und mit zorniger Gebärde. Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Basterne darein, den ein Metopenbild des Denkmals vorführt. Es zeigt, wie der Basterne von einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird, aber nur

mit finsterem Trotz dem Gebote des Römers folgt: keine Spur jener demütigen, flehenden Unterwürfigkeit, in der andere Stämme vorgeführt werden, wie wir später sehen werden.

Wie ganz anders sehen die drei thrakischen Stämme, die Verbündeten der Germanen, auf dem Denkmal aus! Gemeinsam ist diesen Völkerschaften: in der Tracht ein mehr oder weniger langer Kittel oder Raftan russischer Art, in der körperlichen Erscheinung vollrunde, weichliche Formen der schwammig aufgedunsenen, fetten Leiber und Gesichter, in straffen Strähnen abstehendes Haupthaar, das in rundlichem Schnitt ein geistloses, ja rohes Gesicht umkränzt. Welch ein Abstand gegen die Germanen!

In einer kleinen, aber berühmten Bronzestatuetten, die sich in Paris befindet: sehen wir ganz ausnahmsweise einen kniend flehenden Germanenjüngling; trotzdem bleibt seine Haltung edel und weit entfernt von allem Sklavischen. Die Bittstellung erklärt sich aus der Bestimmung dieser Art Statuetten. Sie waren Teile jener im Altertum weitverbreiteten Miniaturnachbildungen überlebensgroßer Triumphdenkmäler aus der Zeit des Kaisers Augustus, bei denen der die Feinde niedersprengende Feldherr, meist der Kaiser selbst, stets die Hauptgruppe bildete. Solche kleinen Bronzenachbildungen dienten als Pferdebrustschmuck. Der Germane kniet vor dem gegen ihn ansprengenden Kaiser; er ist in der üblichen Kriegstracht, wo das Obergewand fehlt, nur mit Mäntelchen, Hosen, Gürtel und Schuhen bekleidet. Aber wie prachtvoll ist der Körper, seine straffen, sehnigen Glieder, die kraftvollen Züge des schmalen hageren Gesichts. Vortrefflich ist hier der schwebische Haarknoten, hornartig hervortretend.

Nun noch einige Darstellungen von Germanen, die an einem der berühmten Kaiserdenkmäler in Rom zu sehen sind, an der Trajanssäule.

Die Trajanssäule stellt bekanntlich die beiden großen Kriege des Kaisers gegen das Volk der Daker in Ostungarn, besonders in Siebenbürgen dar, die dieses Volk vernichteten: ganze Völker auszumorden oder außer Landes zu schleppen, war ja eines der von Rom nicht gar selten angewandten Mittel zum Erwerb und zur Sicherung seiner Weltherrschaft, worin es bei den Engländern z. B. in Nordamerika, Australien und neuerdings auch in Südafrika verständnisvolle Schüler gefunden hat, nicht minder bei den Russen in Ostpreußen, Polen, Galizien, Rumänien und im türkischen Armenien.

In der Winterpause des zweiten Kriegsjahres, 105 auf 106 nach Chr., befindet sich Trajan an der Donau beim heutigen Turn Severin an der Westecke der Walachei, wo im Herbst 1916

General Falkenhayn im Siegesturm vorging. Hier empfängt Trajan, wie ein besonders eindruckvolles Bild der Säule es schildert, eine große Reihe von Gesandtschaften, darunter die schon so oft genannten Basternen, die im Kriege neutral blieben. Vor Trajan stehen Vertreter der Reiterarmaten (ganz links) aus der Theißebene, weiter südrussische Steppenstämme in Fausthandschuhen, Daker in Bittstellung und Bosphorusgriechen. Aber im Vordergrund stehen wieder die Germanen: mit ihnen redet der Kaiser. Römisches Ruhmbedürfnis und Eigenliebe ließen es nur ganz selten zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfenen zu verewigen. Hier ist so ein Fall: Die Edlen der Basternen werden als Vollebenbürtige dem Kaiser vorgestellt und ihr Sprecher grüßt in vornehmster Geberde mit halberhobener linker Hand. Eine kostbare Gestalt dieser krafttrogende, straffmuskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König.

Und nun halte man dagegen einen beliebigen Vertreter des von der römischen Kunst mit meisterhafter Wahrheit erfaßten Nationaltypus der Daker: Das Unedle dieses Typus springt dermaßen in die Augen, daß kein Wort darüber verloren zu werden braucht.

Ich hebe hier nochmals den gewaltigen Unterschied hervor, den einerseits die Gestalten der Germanen, andererseits die aller anderen europäischen Völker auf antiken Denkmälern bekunden, sowohl in dem Eindruck, den sie an sich auf den Beschauer machen, als auch durch die so nahegelegten Rückschlüsse auf die Bewertung der dargestellten Völker durch Griechen und Römer selbst. Wir sahen diesen großen Gegensatz bereits im Verhältnis von Germanen zu Galatern, Galliern, Thrakern, Dakern, südrussischen Stämmen.

Als Abschluß dieser Vorfürungen diene das vielleicht Sprechendste Gegenüber von Germanen und Nichtgermanen, das die berühmte Gemma Augustea bietet, jener Sardonyxkamm von der Künstlerhand des Dioskurides. Das Werk verherrlicht den Triumph des Kaisersohnes Tiberius vom Jahre 12 n. Chr. über Germanen und Illyrier, die auf der Unterhälfte des Stückes durch je einen Mann und eine Frau vertreten werden, links die Germanen, rechts die Illyrier.

Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Überwinder atmet, wird der mit dem Halsreif geschmückte Illyrier in unterwürfigster Sklavenhaltung wiedergegeben und sein Kopf zeigt Züge barbarischer Häßlichkeit, vorstehende Backenknochen, strähniges ungeordnetes Haupt-

haar, lückenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart. Verewigt ist er zudem, wie auch sein Weib, in einem Augenblick entehrendster Behandlung, wo beide an den Haaren fortgeschleppt werden. Nichts von alledem bei der Germanengruppe.

So also sahen die Germanen in Wirklichkeit aus. Keine nackten Feuerländer, wie an den Friesen der Berliner Nationalgalerie und der Regensburger Walhalla und in den unzähligen Darstellungen der Varusschlacht. Aber ebenso wenig ungeschlachte, zottige Bärenhäuter, wie wir sie auf der Bühne vorgesezt bekommen. Im Kampfe den Oberrock als hinderlich für die Kriegsarbeit abzuwerfen, ist altgermanische, aber ebenso auch noch neu-deutsche Sitte.

Sind diese Germanen nun Wilde, als die sie von den heutigen Vertretern der alten Geschichte immer noch geschildert werden? Sind sie überhaupt nur ein Naturvolk zu nennen? Nimmermehr. Zwar ein einfaches Bauernvolk ohne die Verfeinerungen des Großstadtlebens, aber doch ein Edlvolk. Es gibt auch edle Bauern, Bismarck war ein solcher und war stolz darauf, es zu sein. Nur von Edlem kann Edles stammen. Und wenn wir Deutschen ein Recht haben, uns für ein Edlvolk zu halten, so folgt schon daraus, das die alten Germanen ebenfalls ein solches gewesen sein müssen.

Aber was hat trotz alledem die Wissenschaft, was haben die Geschichtsforscher aller Gebiete seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag mit eiserner Beharrlichkeit diesem Edlvolk an Ungereimtem, ja Ungeheuerlichem alles aufbürden zu dürfen geglaubt. Es ist ja eine der traurigsten, dabei gefährlichsten deutschen Eigenheiten, daß wir aus eitler selbstgefälliger Sucht, nur ja recht sachlich und vorurteilsfrei zu erscheinen, wenn es sich um die Sache des eigenen Volkstums handelt, der Gefühlsstimme, die hier so oft allein das Richtige trifft, Schweigen gebieten und viel lieber zu Ungunsten des Deutschtums die Wahrheit mit Füßen treten, als auch hier in höherem Sinne gerecht zu sein.

Das Ganze der den Germanen so günstigen antiken Aberlieferung über sie wird dabei kurzzeitig in den Wind geschlagen; man hält sich lieber an vereinzelte ungünstige Aussagen. Der beliebteste Eideshelfer hierbei sind stets Cäsars Tagebücher über seinen gallischen Krieg gewesen, von denen wir doch wissen, daß sie eine rein politische Schrift sind, worin Cäsar sich nicht einmal scheut, um Rom in billiges Staunen zu setzen, die haarsträubendsten Jagdgeschichten zu erzählen, so z. B. über die Art, wie die Germanen Elche fangen.

Und dazu kommt nun noch, daß die antiken Schriftsteller so häufig sich unklar, ja dunkel ausdrücken, wenigstens für unser Ver-

ständnis, und damit ärgsten Mißdeutungen Tür und Tor geöffnet haben.

Eine dieser Fehlauffassungen ist es, wenn man die Germanen cäsarischer Zeit für Nomaden, für Wanderhirten erklärt hat, wie es die Turkmenen Zentralasiens sind und die Semiten es zur Patriarchenzeit waren. Und das glaubte man nicht nur früher, noch neuerdings hat ein hochangesehener Vertreter der Volkswirtschaft, der ein bedeutungsvolles, vielbändiges Werk über alteuropäische Siedelungs- und Ackerbauverhältnisse verfaßt hat, durch jene falsche Auffassung vom Wirtschaftsleben der Germanen sein Lebenswerk größtenteils entwertet. Ein solches Hin- und Rück- oder Rundwandern mit großen Viehherden von einem Weideplatz zum andern schließt nicht nur feste Wohnungen aus, sondern erfordert auch als alleiniger Wirtschaftsbetrieb so ungeheure Nahrungsräume, daß man darum die Gesamtheit der Germanen um Chr. Geb. auf nur 200 000 Seelen schätzen zu dürfen glaubte. Und ein so schwaches Volk ausgestreut in dünnster Verzettelung auf den gewaltigen Raum Mittel- und Norddeutschlands soll den größten Heeren, die die Welt bis dahin überhaupt gesehen hatte, den Heeren der Kaiser Augustus und Tiberius mit Erfolg haben trozen können? Und ein verhältnismäßig kleiner Teil dieser Germanen soll dann bald das römische Weltreich über den Haufen haben rennen können? Außerst vorsichtige Betrachtungen anderer neuerer Forscher haben dazu geführt, im alten Germanien durchschnittlich 250 Köpfe auf die Quadrat-Meile anzusetzen, was zu einer Gesamtbevölkerung von etwa 2 Millionen führen würde, also zu dem Zehnfachen der Meißenschen Ansetzung. Wahrscheinlicher ist noch, daß wir mit etwa 3—4 Millionen Germanen zu rechnen haben werden.

Zudem ist auf mitteleuropäischem Boden zu keiner Zeit ein Nomadenleben überhaupt möglich gewesen und feste Dorfsiedelungen reichen hier zurück bis in die Anfänge der jüngsten Steinzeit, d. h. mindestens um 4000 vor Chr. Sowohl Fachwerk- wie Pfostenhäuser, viereckige und ovale Bauten sind in diesen Dörfern der Steinzeit zahlreich bei uns nachgewiesen.

Als Beispiel diene der Grundriß eines solchen Fachwerkhäuses der Steinzeit bei Heilbronn von 5:6 m Innenausdehnung. Es enthält einen Küchenraum, der 1,20 m tief in den natürlichen Lößboden eingeschnitten ist, und einen 40 cm höher gelegenen Schlafraum mit Lehmbänken. Beide Räume sind durch eine verputzte Flechtwerkwand geschieden und durch drei Stufen verbunden. Der Küchenraum hat in der Mitte die 1 m tiefe Herdgrube, die mit großen

Kochsteinen gemüllt ist, an dem einen Giebel eine gedeckte Kellergrube, am andern eine Abfallgrube, daneben die schräge Eingangsrampe. Die Außenwände bestehen aus Reihen in den Boden getriebener Staketen, die sowohl außen, als innen mit abwechselnden Lagen von Flechtwerk und Lehmputz verkleidet sind: Der Verputz ist gelb getüncht und im Schlafrum noch mit einem Frieße gelb, rot und weißer Zickzackstreifen ausgemalt. Als Wandstütze diente ein Rahmen aus stärkeren Rundhölzern, auf denen das Deckengebälk ruhte. Hier hing wohl ein Teil der massenhaften Tongefäße, deren Scherben im Boden gefunden worden sind. Das Haus ist, obwohl vor nahezu 5 Jahrtausenden erbaut, ein deutlicher Vorläufer des zwei- bis dreigeteilten oberdeutschen Bauernhauses. Unser Wort „Wand“, von „winden“ abgeleitet, erinnert noch an die Flechtwerkwände vorgeschichtlicher Häuser.

Wir kennen sogar große steinzeitliche Burg- und Festungsanlagen mit mehrfachen tiefen, breiten Gräben und Holz- oder Erdwällen dahinter um die ganze Dorfstiedelung herum. Ja in einem Falle, vor 20 Jahren am linken Rheinufer nördlich von Koblenz, zeigten diese Anlagen so gewaltige Maße und waren auch technisch so vorzüglich ausgeführt, daß man lange glaubte, es mit dem Cäsarlager am Brückenkopfe seiner Rheinübergänge zu tun zu haben. An jener selben Stelle fanden sich gerade auch römische Kastelle mit dem kennzeichnenden römischen Spitzgraben; aber ihre Maße sind winzig gegen die der Steinzeitfestung. Die Steinzeitfestung hat einen Umfang von $2\frac{1}{2}$ km, ihr äußerer Sohlgraben eine Breite von 7, der innere eine solche von $8\frac{1}{2}$ m und der Holzwall dahinter ist $1\frac{1}{2}$ m stark. Ein Durchschnitt durch die beiden breiten steinzeitlichen Sohlgräben und einen benachbarten römischen Spitzgraben zeigt recht anschaulich den Unterschied beider Bauweisen.

Einem ähnlichen, aber noch schlimmeren Irrtum ist ein anderer, noch lebender und lehrender Vertreter der antiken Geschichte verfallen, wenn er den Germanen, wiederum auf Grund falsch aufgefaßter Nachrichten Cäsars und anderer antiken Schriftsteller, vor der Berührung mit den Römern jeglichen Betrieb des Ackerbaues abspricht. Wieder sollen es erst die Römmer gewesen sein, die den Germanen zu dem Genuß eines Kulturgutes verholsten hätten, das gerade erst an der Eingangspforte zu jeder höheren Gesittung steht. Namentlich der Bau der Gerste soll sich, nach diesem zwar phantastischen, aber den Germanen recht übelwollenden Forscher, seit Cäsars Germanenkriegen aufs schnellste, fast wie ein Lauffeuer, zu allen Germanenstämmen hin verbreitet haben, und weshalb? Nicht weil

sie nach Brot ein übergroßes Verlangen gehabt hätten, sondern weil sie hierdurch in die Lage kamen, ihr berühmtes Bier in ungemessenen Mengen zu bereiten und unaufhörlich sich zu berauschen. Ja, ja: Dieser Forscher weiß es so genau wie der humorvolle Scheffel: sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins.

Von jeher war unserer Rasse eigen, wie allen gesunden kräftigen Völkern, die in Ländern nordischen Klimas ihre Urheimat haben, gute Trinker zu sein, d. h. dem Alkoholgenuß zu gegebener, seltener Zeit gern und ausgiebig zu fröhnen. Es ist aber eine kindliche Vorstellung zu meinen, die Germanen hätten womöglich unterschiedslos in ihrer Gesamtheit andauernd Tag aus Tag ein gezechet, vielleicht auch noch, wenn man den Tacitus hier in der üblichen falschen Auslegung heranzieht, die Nächte dabei zu Hilfe genommen. Ein Zechervolk ist auf die Dauer kein Heldenvolk, sondern einem raschen Untergange geweiht. Die Germanen waren aber ein Heldenvolk und sind es stets geblieben. Denn nur ein durch und durch mannhaftes, leistungsfähiges Volk konnte am Ende der römischen Kaiserzeit die Welt erobern, überall in Europa neue Staaten auf germanischer Grundlage mit germanischem Verfassungs-, Gerichts-, Heerwesen und germanischer Ständegliederung gründen und nach stärkster Bluterneuerung der alten, vollkommen verlebten römischen Untertanenvölker den eigentlichen Kern jener fälschlich 'Romanen' genannten Stämme bilden, aus dem nach Jahrhunderten überall die herrlichsten Blüten europäischen Kunstlebens trieben: so die langobardische, fälschlich „romanisch“ genannte Kunst, dann die sogenannte „gotische“, in Wahrheit niederfränkische Kunst, endlich die „italienische“ Renaissance die eigentlich auch langobardisch heißen sollte.

Es ist selbstverständlich, daß die große Mehrzahl der Germanen in unbewußter Befolgung der Goethischen Anweisung an den Schatzgräber — „saure Wochen, frohe Feste“ nur bei den großen religiösen Festen, die mit dem Wechsel der Jahreszeiten verknüpft waren, und bei Familienfeiern, wie Hochzeit und Tod, Gelegenheit hatte, sich einen Rausch anzutrinken. Wie wären sonst auch die Massen Bieres oder Mets zu beschaffen gewesen in einer Zeit, wo jeder Hausstand selbst sehen mußte, dem Alkoholbedürfnis seiner Angehörigen das ganze Jahr über gerecht zu werden?

Sehr richtig und wahr ist die Bemerkung des Tacitus, daß es kein Volk gäbe, das mehr als die Germanen der Gastfreundschaft und damit auch den Gastmählern huldige. In jenen Zeiten war es der Fremde, der Reisende, der Seefahrer, vielleicht auch der fahrende

Sänger, der die großen Neuigkeiten aus den nahen und fernen Ländern Germaniens und wohl auch noch viel weiter her verbreitete. Darum war der Fremde dem für politische und andere Neuigkeiten von nah und fern überaus empfänglichen und dankbaren Germanen, zumal dort, wo die Höfe oder die Dorfsiedelungen in weiter Vereinzelung lagen, stets ein besonders geschätzter und willkommener Gast. Und auch diese Gastlichkeit führte unvermeidlich zu Trinkgelagen.

Was Tacitus aber von dem Faulenzen mancher Germanen und von ihren täglichen Gelagen berichtet, bezieht sich, wie jeder aufmerksame Leser seiner Germania sieht, nur auf einen ganz kleinen Kreis des Kriegsadels samt seiner Gefolgsmannschaft. Dort ging es etwa so her, wie es einige Jahrhunderte später in unserem Beowulfepos von dem Leben und Treiben bei König Hroddgar in seiner Halle Heorot auf Seeland so anschaulich und gewiß alles eher als für uns abstoßend geschildert wird. Wiederum nach Goethes Anweisung an den Schatzgräber: „Tages Arbeit, abends Gäste“.

Wenn jener oben genannte Forscher, der von seinem grünen Schreibtische her und an der Hand des Cäsar, den er nicht einmal richtig zu übersetzen und auszulegen versteht, die Einführung des Ackerbaues und des Bierbrauens der Germanen als Verdienst der Römer bucht, so hätten ja die Germanen, die er als vollendete Trunkenbolde sich denkt, im Grunde wenig Anlaß gehabt, den Römern als angeblichen Vermittlern des deutschen „Erblasters“ besonders dankbar zu sein. Ein unlösbares Rätsel bliebe es dann immer noch, woher die Germanen ihr zu Cäsars Zeit schon so berühmtes Bier eigentlich herbekommen hätten, bevor ihnen dieser Römer, wie jener Forscher glaubt, den Segen des Gerstenbaues gebracht haben soll.

Dieser Forscher irrt sich um mindestens 4000 Jahre. Denn die deutsche Archäologie hat einen vielseitigen Getreidebau, und zwar von Gerste, Weizen und Hirse, schon für den Übergang von der Früh- zur Spätepoche der jüngeren Steinzeit, d. h. also für das 5. Jahrtausend vor Chr. hundertfach nachgewiesen.

Aber auch wer diese Ergebnisse kennt, meint dann doch meist: ja woher ist denn der steinzeitliche Getreidebau nach Europa gekommen? Doch nur aus dem Morgenlande; nach dem alten so mißbrauchtem Fettschwört „ex oriente lux“, d. h. aus dem Osten das Licht, das freilich ursprünglich nichts weiter bedeuten sollte, als die alte und immer neue Wahrheit, daß die Sonne im Osten aufgehe.

Betrachten wir einmal die Hirse näher, jenes altherwürdige Korn, aus dem der Hirsebrei unserer lieben Kindermärchen bereitet worden ist.

Wir kennen im vorgeschichtlichen Europa seit der Steinzeit zwei Hirsearten, die deutsche Rispenhirse und die italienische Kolbenhirse. Verzeichnet man auf einer Karte alle Fundorte vorgeschichtlicher Hirse-
reste in Europa, soweit sie nach mikroskopischer Untersuchung mit Sicherheit einer der beiden Arten zugeteilt werden konnten, so zeigt sich, daß die Donaulinie die Grenze zwischen nördlicher deutscher und südlicher italienischer Hirse darstellt, in der Schweiz zwar beide Arten nebeneinander vorkommen, die deutsche Hirse aber das ältere Heimatrecht besitzt, da sie hier schon in der Steinzeit erscheint, die italienische dagegen erst seit der Bronzezeit. Die neueste Pflanzenforschung neigt nun dazu, den Ursprung der italienischen Kolbenhirse im westlichen Mittelmeergebiete zu suchen, wahrscheinlich mit Recht. Die deutsche Rispenhirse dagegen soll bei Leibe nicht in Mitteleuropa, etwa im nördlichen Österreich oder in der Schweiz zuerst in Anbau genommen worden sein. Ein solcher Gedanke liegt unserer zünftigen Forschung ganz fern. Viel lieber erhofft man für die Zukunft neue Fundorte in Ostrußland oder Mittelasien. Natürlich kämen nur Steinzeitfunde in Betracht. Solche aber in jenen Gegenden zu erwarten, wäre in den Augen des Archäologen eine recht wenig aussichtsvolle Sache, wie ich in wenigen Worten zeigen kann.

In der Steinzeit bekam das europäische Rußland seine ersten ackerbautreibenden Siedler durch Auswanderung der hochstehenden indogermanischen Bevölkerung Norddeutschlands dorthin. Dieses Glück wurde aber nur dem südwestlichen Teil, d. h. Polen und dem unter dem Namen Ukraine zusammengefaßten Gebiet, also Wolhynien, Podolien, Dnieprgebiet bis nach der Krim zu. Und zwar geschah diese Auswanderung aus Norddeutschland in drei Zügen hintereinander, die wohl ein Jahrtausend lang etwa 3000—2000 vor Chr. gedauert haben.

Alles russische Land östlich und nördlich des von dieser norddeutschen Einwanderung betroffenen Gebietes war in der Steinzeit nur ganz spärlich besiedelt und zwar von einer reinen Jäger- und Fischerbevölkerung, die keinen Ackerbau kannte. Wie sollte nun eine solche rückständige Bevölkerung die Vermittlerin eines solchen Kultur-
gutes, wie es eine Ackerbaupflanze ist, aus Asien her nach Mitteleuropa haben sein können? Das erscheint doch als eine Unmöglichkeit.

Um auf die Römer noch einmal ganz kurz zurückzukommen, so lehrt auch die Sprachwissenschaft, daß die germanischen Namen der Getreidearten uraltes, meist schon indogermanisches Sprachgut gewesen sind und daß kein einziger dieser Namen durch die Germa-

nen von den Römern her entlehnt worden ist, weil eben die Römer den Germanen keine neue Getreidearten zu bieten vermochten.

Wir müssen hier vielmehr den Spieß umdrehen und feststellen, daß Hafer und Roggen den Römern unbekannt waren und von ihnen erst aus dem Gebiete nördlich der Alpen entlehnt wurden, wo sie in Mitteleuropa bereits zur jüngeren Bronzezeit nachweisbar sind, also noch vor der Gründung Roms.

Ebenso liegen die Dinge auf dem technischen Gebiete des Ackerbaues. Kein indogermanisches Einzelvolk kann sich am Reichtum alter Bezeichnungen für Einzelheiten des Pflugbaues mit den Germanen messen. Alle diese Völker besaßen seit indogermanischer Urzeit, d. h. seit der jüngeren Steinzeit, den Hakenpflug: alte vorgeschichtliche Funde solcher Hakenpflüge kennen wir bis jetzt freilich nur aus germanischem Gebiete. Der vor 100 Jahren gefundene Ruppiner Pflug, rein aus Eichenholz, beim dem leider der Hakeneinsatz fehlt, scheint nach dem Fundbericht noch aus der Steinzeit zu stammen. Der Hakenpflug kratzt oder reißt die Furche nur auf. Die Germanen kannten bei ihrer Berührung mit den Römern aber schon den weit vollkommeneren schweren Räderpflug, dessen breite zweischneidige Schar den Acker nicht nur furcht, sondern die Scholle zugleich umwendet. Und ein solcher Pflug ist nur auf altbebautem Ackerboden anwendbar. Die Römer besaßen den Räderpflug damals jedoch noch nicht, wie wir durch Plinius wissen. Man sieht, die wahre Wissenschaft kommt hier zu ganz anderen Ergebnissen, als die in Vorurteilen befangenen Meinungen unserer klassischen Geschichtsforscher.

Wie aber stehts mit der Obstzucht? Da ist es eine wissenschaftlich anerkannte Meinung, alle edlen und zahmen Obstarten verdankten die Germanen den Römern, sie selbst aber hätten, wie Tacitus sagt, als tägliche Kost neben frischem Wildpret und dicker Milch in erster Reihe wildwachsende Waldfrüchte gegessen, also Holzapfel, Schlehen, Eichen, Bucheckern und dergl. Der vorzüglichste und tiefdringendste aller bisherigen Erklärer der Germania des Tacitus sagt dazu: „Solche Nahrung werden unsere Vorfahren lieber ihren Schweinen überlassen haben.“ Sie werden sich vielmehr an Milch und Käse, Brot und Haferbrei, Wildpret und Haustierfleisch, Hülsenfrüchte und Möhren, Rüben, Kürbis, Mohn und Lauch gehalten haben. So wie Tacitus konnte sich nur ein Südländer äußern, der unter Waldfrüchten vor allem auch die nahrhaften Feigen und Ekkastanien verstand, außerdem noch jemand, der wie Tacitus geradezu darauf ausging, bei den Germanen Zustände

urzeitlich-idyllischer Einfachheit zu schildern, ohne je bei einem Germanen in Deutschland zu Tische gewesen zu sein.

Die Römer haben, als sie am Rhein sich festsetzten, dort freilich veredelte Kirschen, Pflaumen, Pfirsische, Eßkastanien und Maulbeeren gezogen. Aber eine gewaltige Kulturarbeit hatten sie auf diesem Gebiete wirklich nicht geleistet, denn sie hatten diese Obst- und Fruchtbäume erst kurz zuvor, etwa ums Jahr 50 vor Chr., von ihren Eroberungen im östlichen Mittelmeergebiet, aus Griechenland und Kleinasien mitgebracht. Sie wären also für die Germanen gewissermaßen nur die Gepäckträger gewesen, die ihnen diese Dinge geholt hätten — wenn die Germanen danach verlangt hätten!

Aber die Germanen verschmähten ja, wie wir vorher gehört haben, römische Kulturgaben, weil sie ihrer gar nicht bedurften. Erst als die Franken im römischen Gallien sich niederzulassen anfangen, also seit dem 5. Jahrhundert n. Chr., haben sie und die Alemannen, ebenso die Sachsen, Angeln und Jüten nach Ausweis der Lehnworte Pflaume, Pfirsich, Kastanie, dieses Edelobst, selbst gepflegt. Im allergrößten Teile Deutschlands wurde die eigentliche Obstzucht erst durch die Zisterzienserklöster begründet. Bis zur Völkerwanderung aber, hatten die Germanen, abgesehen von wilden Kirschenarten, wilden Birnen, Pflaumen, Nüssen und dem Beerenobst, vollkommen Genüge an ihrem alleinheimischen Apfel.

Doch auch den Apfel haben die Sprachforscher bis vor kurzem unseren Ahnen nicht als Eigentum gegönnt. Der „Apfel“ sollte die aus dem obstreichen Orte „Abella“ in Süditalien stammende Frucht sein. Man hat nun aber erkannt, daß nach den Lautgesetzen der urgermanischen Sprache das alte Wort „Apfel“ in diesem Falle mindestens noch vor dem Jahre 1000 vor Chr., wahrscheinlich sogar um 2000 vor Chr., zu den Germanen gekommen sein mußte. Das ist aber unmöglich, weil es damals den Ort Abella und seine hochentwickelte Obstzucht noch gar nicht gegeben hat.

Tatsache aber ist, daß schon die Germanen der Steinzeit, also spätestens des 3. Jahrtausends vor Chr., ihre Äpfel genossen haben, und zwar nicht bloß die kleinen Wildäpfel, sondern sie hatten schon eine größere Art gezogen. Das zeigen uns nicht bloß die Schweizer Pfahlbauten, sondern ebenso ein vor einigen Jahren entdeckter schwedischer Pfahlbau der Steinzeit, wo Proben beider Äpfelarten, der kleinen und der großen, in gedörrtem Zustande zutage kamen.

Und nicht anders steht es mit der Viehzucht, die ebenso wie der Ackerbau schon eine Errungenschaft des späteren Teiles der jüngeren Steinzeit war, wenn auch etwas jünger als der Ackerbau.

Schaf, Ziege, Schwein, Rind, Pferd sind damals aus den einheimischen Wildrassen gezähmt worden. Vom edelsten der Haustiere, dem Pferde, wissen wir es jetzt aufs bestimmteste, daß es der vorderasiatischen Welt und ihrem Mittelpunkte Babylon solange unbekannt war, bis die aus Europa dorthin abgewanderten Ostindogermanen, die Arier oder Indoiraner, es dem Zwischenstromlande im 18. Jahrhundert vor Chr. als Kulturgeschenk brachten, und von hier aus ist es später erst westwärts weiter nach Ägypten und in die kretisch-mykenische Kulturwelt gelangt. Nirgends in Europa aber findet sich das gezähmte Pferd früher und zahlreicher und nirgends auch sicherer als tatsächliches Haustier, nicht etwa bloß als erlegtes Wildpferd bezeugt, denn in Mitteleuropa und Südschweden, nämlich schon für die Steinzeit. Am Harz bei Halberstadt und in Nordböhmen bei Tschernosek a. d. Elbe sind Rnebel einer Pferdetrense aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Wohnstätten entdeckt worden. An der südschwedischen Küste bei Trelleborg hat man Reste eines Pferdeschädels gefunden, worin die abgebrochene Hälfte eines der herrlichen nordischen Feuersteindolche steckte. Und zwar befindet sich der Dolch gerade in der Mitte der Stirnnaht des Schädels, ohne die geringste Knochensplitterung bewirkt zu haben. Er ist also von kundiger Hand durch einen einzigen kunstgerechten Keulenschlag ins Hirn des Tieres getrieben worden, wobei er mitten durchbrach. Der eingedrungene Dolch hatte natürlich den sofortigen Tod des Tieres herbeigeführt. Dieses Pferd ist also nicht auf der Jagd erlegt worden — in Schweden hat es auch, anders als bei uns, Wildpferde nie gegeben —, sondern es ist als Haustier geschlachtet worden: es handelt sich also um ein germanisches Pferdeopfer aus der Steinzeit.

Daß man schon während der Steinzeit in Mitteleuropa die Kunst verstand, die Wolle des Schafs und den Flachs mittels der Spindel zu Fäden zu spinnen und das gesponnene Garn als senkrechte Kette am Webstuhl mittels Tongewichten gespannt zu halten, um die wagerechten Einschlafäden durch die Kette zu leiten, und so ein Gewebe herzustellen und daraus wiederum Kleider anzufertigen, dürfte zu bekannt sein, als daß man dabei länger zu verweilen brauchte. Gewebt wurde nur auf dem senkrechten, noch nicht auf dem wagrechten Webstuhl, sodaß also nur verhältnismäßig kurze Gewebestücke erzielt wurden. Nicht nur in den alten indogermanischen Sprachen, sondern auch noch im Mittelalter sind die Bezeichnungen für den Webstuhl, den Aufzug des Gewebes und für den Weber selbst vielfach von der Wortwurzel

sta = „stehen“ gebildet, weil eben der Webende stehend vor dem aufrecht stehenden Webegestelle arbeitet. Unser Wort Web„stuhl“ deutet noch heute auf diese urzeitliche Einrichtung hin. Spulen und Spinnwirtel aus Ton, ebenso Webegewichte aus Ton sind überaus zahlreich entdeckt worden.

Welchen Schnitt die einzelnen Kleidungsstücke in der Steinzeit Mitteleuropas hatten, darüber wissen wir, was männliche Kleidung angeht, im Grunde gar nichts. Von der weiblichen Tracht der Steinzeit geben wenigstens einige Vorstellung jene tönernen Idole, Abbilder einer weiblichen Gottheit, die zwar meist in nackter Gestalt, zuweilen aber auch bekleidet dargestellt wird. Die Tongestalten aus den Pfahlbauten am Leibacher Moor in Krain zeigen, welche reich gestickte Gewänder vornehme Frauen der Steinzeit zu tragen pflegten.

Außerordentliche Gunst der Umstände hat uns aber tiefste Einblicke in die germanische Tracht der ältern Bronzezeit, um 1500 vor Chr., gewährt. Dies danken wir der im westlichen Ostseegebiete damals üblichen Bestattungsart in eichenen Baumsärgen. Durch die aus dem Eichenholz entwickelte Gerbsäure wurden nicht nur gerade die leicht zerstörbaren Teile der Leichen, wie Kopfhaar und selbst Hirn, sondern auch ihre Bekleidung und Schutzhülle für die Bestattung wunderbar erhalten.

Besonders ist das bei einigen solchen Baumsärgen von der deutsch-dänischen Grenze in Jütland und Nordschleswig der Fall.

Die Mannestracht zeigt uns ein unter einem mächtigen Schutzdeckel geborgener Baumsarg aus Muldbjerg. Darin befand sich eine Rindschaut, die einst die Leiche umhüllte, darüber die in Wollkleidung gehüllte Leiche, ein Skelett von 1,90 m Länge. Dazu gehören: Mütze, Mantel nebst 2 bronzenen Mantelnadeln, ärmelloses Hemd mit Schulterbändern, die durch 2 bronzene Spitzknöpfe verziert sind, also eine Art Schurz, der durch einen Gürtel mit Bronzedoppelknopf zusammengehalten wird. Im rechten Arme lag das schöne Bronzeschwert in Holzscheide. Die Füße sind mit wollenen Lappen bekleidet.

Bei den weiblichen Baumsargleichen ist allerdings meist nur der Schmuck erhalten. So bei einer seeländischen. Dazu gehört ein breiter längsgerippter Bronzehalskragen mit herrlicher eingepunzter Spiralenverzierung, eine ebenso verzierte Bronzegürtelplatte nebst 4 kleinen Zierbuckelchen, ein Perlenarmband am linken Oberarm, das aus Bronzspiraldraht-Röhrchen, Bernsteinperlen und einer dunkelblauen Glasperle besteht. Der völlig

vergangene Rock war unterhalb des Gürtels mit einem Bande feiner Wollfransen benäht, deren Enden in Bronzehülsen steckten. Endlich fand sich hier noch ein Bronzedolch in Holzsheide, eine Waffe, die in der Ausstattung der vornehmen Frau der älteren Bronzezeit nur selten fehlt.

Die eigentliche Kleidung der Frau zeigte sich vollständig nur in einem jüdländischen Baumsarge, deren Leiche wiederum in eine Rinds- oder Kuhhaut gebettet war. Am Haupte fand sich ein feingeflochtenes Haarnez; die ganze übrige Kleidung war gewebt, so die aus einem einzigen Zeugstück geschnittene kurze Ärmeljackette, deren Hauptnaht in der Rückenmitte senkrecht läuft, während sonst nur noch die Unterseiten der Ärmel Nähte aufweisen. Der aus einem einzigen Webestücke bestehende faltenreiche Rock reichte bis auf die Knöchel herab und wurde an der Hüfte durch einen Bandstreifen zusammengehalten, der von einem mehrfarbigen, äußerst fein gearbeiteten Quastengürtel überdeckt war. Das Haar war mit einem Hornkamm aufgesteckt und ruhte im Netze. Den Hals schmückte ein dünner gedrehter Bronzering, die Unterarme je ein Bronzearmband; den Gürtelknoten deckte eine große, reichverzierte Bronzeplatte mit Mittelspitze nebst 2 kleinen Seitenplatten. Im Gürtel steckte der Dolch mit Horngriff und schön verzierter Bronzekeulplatte; an den Fingern befanden sich zwei Bronzespiralen.

Der berühmte Stilsforscher Gottfried Semper sagt: „Die vorgeschichtlichen (fossilen) Töpfe sind die ältesten und beredesten Zeugnisse (Dokumente) der Geschichte. Man zeige die Töpfe, die ein Volk hervorbrachte, und es läßt sich im allgemeinen sagen, welcher Art es war, und auf welcher Stufe der Bildung es sich befand.“ Dies Wort Sempers hat für keine Zeit und für kein Gebiet so offenkundige und durchschlagende Geltung, als für die Steinzeit der indogermanischen Stämme Nord-, Mittel- und Südosteuropas. Aus jahrzehntelanger Erforschung der dort aufgedeckten Steinzeitkulturen, insonderheit der so hochstehenden, Süd- und Westeuropa weit überragenden Gefäßkunst, ergab sich mir die Erkenntnis, daß die Urindogermanen des Ostseegebietes einen ersten Seitenzweig im Donaugebiete entwickelten. So standen sich Nord- und Südindogermanen gegenüber. Die Südindogermanen des Donaugebietes gewannen schon in der Steinzeit den Norden der Balkanhalbinsel und breiteten sich über Südrußland aus, um von dort aus Persien und schließlich Vorderindien zu gewinnen. Die Nordindogermanen aber gewannen von Norddeutschland aus ganz Mitteleuropa, indem

sie hier die Südindogermanen theils unterwarfen, theils verdrängten. Erst beim Übergang von der Stein- zur Bronzezeit, also um 2000 vor Chr., gewannen die Nordindogermanen den Eintritt in die südlichen Halbinseln Griechenlands und Italiens und brachten auch hier ihre Sprache zur Herrschaft. Vorher, in der Steinzeit, finden wir in Italien eine recht tiefstehende Zivilisation, wie wir schon am Eingang unserer Betrachtung gesehen haben. Und ebenso wenig kann sich das steinzeitliche Frankreich oder gar England mit dem damaligen Mitteleuropa nur entfernt messen.

Man kann die Ausbreitung der Indogermanen von Nord- und Mitteleuropa aus über Südosteuropa und Vorderasien die erste germanische Völkerwanderung nennen. Zwei und einhalb Jahrtausende später, um 400 n. Chr., während der eigentlichen sog. germanischen Völkerwanderung, eroberten Germanen Nord- und Mitteleuropas zwar nicht mehr Vorderasien, aber wenigstens noch ganz Europa. Nach abermals anderthalb Jahrtausenden steht Mitteleuropa, leider ohne Nordeuropa, jetzt von neuem im Kampfe mit der ganzen Welt. Und die Besten und Treuesten unseres Volkes erhoffen als Frucht dieses Weltkrieges einen neuen mächtigen Aufschwung mitteleuropäischer, d. h. deutscher Macht- und Kulturausbreitung, zwar nicht mehr über ganz Europa, aber wiederum in der Richtung auf Südosteuropa bis nach dem fernen Vorderasien hin.

Ich sagte: Deutsche Kulturausbreitung! Wir haben gesehen, daß es in unserem Lande zur Indogermanenzeit hohe Kultur gegeben hat, lange vor aller Berührung mit den Südvölkern. Ebenso wenig wie die Kulturen unserer Altvordern bedarf aber die deutsche Kultur zu ihrem gedeihlichen Fortgang der Krücken fremder Kulturen, sei es der Süd- oder der Westvölker. Seit Karl dem Großen ist aber die deutsche Kultur leider nur zu oft in der schlimmen Lage gewesen oder von unheilvollen Führern dahin gebracht worden, durch überstarken fremden Einfluß zu verkümmern. Die Durchsetzung deutschen Geistes mit fremden Bestandteilen bis zu seiner Verfälschung machte ihn aber stets unfähig, Großes zu erzeugen und sich damit die Welt zu unterwerfen. Das ist nur möglich, wenn er das bereits aufgenommene Fremde entweder wieder abstößt oder es vollkommen in sein eigenes Wesen umarbeitet, wie wir es bei der germanischen Kunst der Völkerwanderung sahen und wie es die Griechen in ihrer Frühzeit wie in ihrer Nachblüte mit den starken orientalischen Kultureinflüssen in vorbildlicher Weise gemacht haben.

Ich sprach auch von deutscher Machterweiterung. Daß wir an eine solche denken müssen, ist unbedingtes Erfordernis einer gesicherten Zukunft unseres Volkes. Daß wir an Machterweiterung denken können, danken wir allein unserer Wehrhaftigkeit, und auch in dieser Hinsicht sind wir die bevorzugten Erben des wohlbewahrten Schatzes altgermanischer Rassenwerte. Die altgermanische Wagnavercust, d. i. die Menschen- oder Göttergestalt verkörpert gedachte „Mannestugend im Kriege“, der germanische Offiziere in römischen Diensten am Niederrhein Altäre weihten, wie die römischen Heere der Virtus, diese Wagnavercust ist noch heute so lebendig im deutschen Heere und Volke, wie in altgermanischen Zeiten.

Ich schließe mit einem bisher noch nicht in die Öffentlichkeit gedruckenen Ausspruche unseres Hindenburg. Im August 1915 besuchte ich auf seinen mir übermittelten Wunsch den Generalfeldmarschall, der damals in dem jetzt größten Waffenplaze der Welt, zu Löben in Masuren, sein Hauptquartier hatte. Beim Bau der dortigen Festungsanlagen war man auf ein großes germanisches Gräberfeld des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. gestoßen, dessen Ausbeute jetzt im Hauptraume der vom Kommandanten Oberst Busse in Löben geschaffene „Vaterländischen Gedenkhalle“ der Feste Boyen aufgestellt ist. Hindenburg wollte wissen, was das für Leute gewesen wären, deren verbrannte Überreste das Urnenfeld an der Kullabrücke bei Löben enthielt, und bat mich, ihm darüber Vortrag zu halten. Das geschah. Die Ausgrabung, die der Geologe Dr. Heß v. Wichdorff nach meinen Ratschlägen mit größter Sorgfalt und Genauigkeit durchführte, dauerte über ein halbes Jahr, und Hindenburg nahm sich die Zeit, alle 8—14 Tage einmal den Stand der Grabung sich anzusehen, ja er hat sogar mein Buch über deutsche Vorgeschichte damals durchstudiert. Einer der wohldurchdachten schönen Aussprüche, die er dabei tat, lautete folgendermaßen: „Beim Anblick hochstehender altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klar werden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.“

Empfehlenswerte Schriften des Nornen-Verlages

Runenkunde

von Dr. Ludwig Wilser. Mit 25 Abbildungen. Preis geh. 4.50 Mk.

Die Runenabbildungen sind in 2farbigen
Postkarten 10 Stück 1.50 Mk. zu haben.

Demokratie oder Kaiserreich?

Von Aurel Wolfram. Preis geh. 1.50 Mk.

Das Hohelied von Alwator

Ein germanisches Glaubensbekenntnis ; eine Dichtung groß. Stils

Von Adolf Kroll. Preis geh. 6.00, geb. 10.00 Mk.

Die Rettung des Mittelstandes

Von Dr. Treumund Wälse. Preis 2.00 Mk.

Vom künftigen Kaiserreich Deutschland

Von Privatgelehrten Paul Hartig. Preis 2.00 Mk.

Sagenheft der Nornen

Aus dem Inhalt: Walter von Wasgenwald von Dr. L. Wilser. — Die tiefsten Ursachen des Weltkrieges von Geh. Baurat Prof. Dr. A. Haupt. Wald- und Baumkultur bei den alten Deutschen von Dr. H. Puder. Germanen der Zukunft von Kurt Riedel. Preis 5.00 Mk.

Siedlungsheft der Nornen

Aus dem Inhalt: Zur Siedlungsfrage von H. Chr. Heinrich Meyer. Runenkunde von Dr. Ludwig Wilser. — Die deutsche Freimauerei und der Weltkrieg von Wilhelm Georgi. — Der Okkulist Guido von List von Kurt Riedel. — Thule, eine rassische, deutschgermanische Siedlung von Privatgelehrten P. Hartig. — Merkworte zur Rassenhygiene von Dr. Fritz Leuz. Preis 5.00 Mk.

Nornen - Verlag in Jena

BIBLIOTEKA

I
H
K
M

B. 237